

ALLTAG IM RHEINLAND

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde des
LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR)

Eine Jahresgabe für ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

2014

Redaktion:

Katrin Bauer, Georg Cornelissen, Gabriele Dafft, Dagmar Hänel, Peter Honnen



Seite 14



Seite 53

JIDDISCH

- Jiddisch im Rheinland** 5
von Peter Honnen

ALLTAGSBILDER

- Klatschkäse, Hasenbrot und Dönerbude –** 14
Das Projekt PortAll beschäftigt sich mit der Nahrungskultur im Rheinland
von Christina Lemmen und Corinna Schirmer

- Ordnen : Erinnern : Erzählen** 26
Fotoalben als Objektivationen von gelebten Leben
von Katrin Bauer

WESTFALEN

- Regionale Sprachkompetenz bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Werne** 37
Ergebnisse einer Befragung (2013)
von Sophie Mürmann

- Platt und Plattdeutsch** 45
Über nordrhein-westfälische Sprachformen und ihre Bezeichnungen
von Georg Cornelissen

1914

- Kriegsalltag 1914–1918 in Hennef** 53
Kriegs(er)leben im Spiegel der Hennefer Volks-Zeitung
von Erika Rollenske

JENSEITS DER GRENZE

- Limburgische Ortsschilder** 72
Zweisprachigkeit, die ins Auge fällt
von Ton van de Wijngaard

- Aengeveld und Opgenort** 75
Die gen-Partikel in limburgischen Orts- und Familiennamen
von Jan Segers

UMGÄNGE

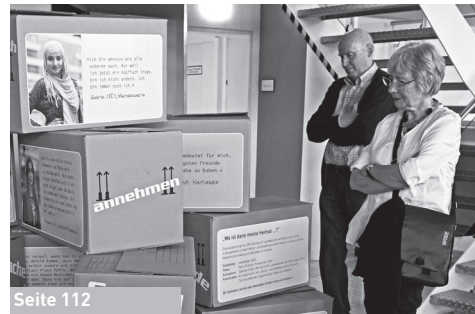
- „Den beren leden“** 81
Strohbärgestalt und Strohbärenumzug in der Brauchlandschaft Rheinland – Tradition und Wandel
von Alois Döring

DIALEKT IM DORF

- Der Dialekt von Beggendorf** 90
Kompetenz, Erfahrungen und Einstellungen junger Erwachsener
von Nathalie Strothkämper



Seite 90



Seite 112

- Bracht 2014 – 102**
ein Dorf und sein „Plott“ (Platt)
 Eine aktuelle ILR-Erhebung
 von Georg Cornelissen

TIPPS UND TERMINE

HINGEHEN

- „Kriegs(er)leben im Rheinland – 108**
Zwischen Begeisterung und
Verzweiflung“

- Wie der elektrische Strom ins 110**
Bergische kam

LESEN

- Mehr als Kopfweiden 112**
 „Der Niederrhein in frühen Fotografien“

- In die Kochtöpfe geschaut 112**
 „Heimat geht durch den Magen“

- Durch die Geschichte 116**
und durch die Eifel
 „Festschrift 125 Jahre Eifelverein“

- Ein Westerwalddorf im Wandel der Zeit**
 „Ortschronik Hilgert“ 117

- Von Hochzeiten, Tod und Erinnerungen**
 „Kastenbilder zum Gedenken“ 117

- Wollersheimer HISTörchen 118**

- Sprechen Sie Niederrheinisch? 119**

- Dat Buch zum Büchskén 121**
 „Der Niederrhein und sein Deutsch“
 jetzt in 4. Auflage

- Thürer Sompöörsch un Mennijer 121**
Fuupenschneiden

- Lassen sich Dialekte „pflegen“? 123**
 Was die Bayern machen und
 machen sollten

KUCKEN

- „Hauptsache kein Schwein“ – 124**
koscher und halal leben im Rheinland

- Von Fischern und Feiern – 125**
1025 Jahre Fischereibruderschaft zu
Bergheim an der Sieg

DAS LETZTE

- Es kommt bei uns (fast) alles an! 126**

- Neue Literatur 127**

- Bildnachweis 131**

- Impressum 132**



Namensliste mit Angabe von Hellern und Pfennigen auf Schiefertafel (siehe Seite 11).

Jiddisch im Rheinland

von Peter Honnen

Ein Rätsel

Sprachliche Landeskunde im Rheinland, das ist auch die Beschäftigung mit dem Jiddischen. Denn die Sprache der Juden hat hier eine wirklich lange Geschichte, immerhin wurde schon im kölnischen Mittelalter nachweislich eine frühe Form des Westjiddischen gesprochen. Seit dieser Zeit haben im Rheinland jiddisch und „rheinisch“ sprechende Menschen zusammengelebt und miteinander kommuniziert, haben sich ihre Sprachen gegenseitig beeinflusst und dabei bis heute unübersehbare Spuren hinterlassen. Die sind in der Alltagssprache und in den Dialekten allgegenwärtig, auch wenn das Westjiddische selbst seit einhundert Jahren als ausgestorben gilt.

Seit dem 10. Jahrhundert waren Juden aus dem romanischen Raum, vorrangig aus Frankreich, in den Westen Deutschlands eingewandert. Sie übernahmen im Laufe der Zeit die Sprache – oder besser: die Dialekte – ihrer Umgebung, behielten aber eine ganze Reihe von Wörtern aus den Bereichen Religion und Brauchtum, die oftmals aramäisch-hebräische Wurzeln hatten. Das sich daraus entwickelnde Westjiddische war bis ins 19. Jahrhundert

die Verkehrssprache aller rheinischen Juden. Im vorwiegend in den Städten lebenden jüdischen Bildungsbürgertum wurde dieses Jiddische im Zuge der Aufklärung allerdings immer mehr als „verdorbenes Deutsch“ verachtet und immer weniger gesprochen. Ganz ähnlich erging es bekanntlich etwas später den rheinischen Dialekten.

So waren es schließlich nur noch die so genannten Landjuden, die oft als Viehhändler, Metzger, Hausierer oder Markthändler in enger Nachbarschaft zu christlichen Familien in den rheinischen Dörfern lebten, die im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert im Alltag Westjiddisch sprachen. Und obwohl sie Jahrhunderte lang nebeneinander gelebt hatten, wurde ihre Sprache schließlich auch in der christlichen Landbevölkerung zunehmend als fremd empfunden, auch wenn die ländlichen Dialekte im Rheinland selbst heute noch eine verblüffende Anzahl an jiddischen Lehnwörtern aufweisen.

Das Jiddisch der jüdischen Viehhändler kam so mit der Zeit sogar in den Ruf einer unverständlichen Geheimsprache. Das belegen unter anderem die vielen Vokabularen, die von Landwirtschaftskammern

oder bäuerlichen Interessenvertretungen veröffentlicht wurden. In einer weit verbreiteten Schrift des Trierischen Bauernvereins mit dem Titel „Die Geheimsprache der Handelsleute“ von 1921 heißt es z. B.: „Gar mancher hat schon bedauert, dass er das „Judendeutsch“ nicht kennt. Wie oft kommt es vor, dass die Handelsleute beim Abschluss der Geschäfte unter sich „mauscheln“, während der Dritte, um dessen Geld oder Ware sich das Geschäft dreht, zwar mit offenen Ohren zuhört, aber nur rätselhafte Laute vernimmt.“¹

Es verwundert also nicht, dass die ländliche Bevölkerung keinen großen Unterschied machte zwischen jüdischen Viehhändlern und Rotwelsch sprechenden Kesselflickern, Scherenschleifern, Schaustellern, Lumpensammlern oder Tagelöhnern, der anderen großen Gruppe von Wandergewerbetreibenden, mit der sie tagtäglich zusammenkam und kleine Geschäfte machte. Deren spezieller Wortschatz hatte sich über die Jahrhunderte ebenfalls aus ganz unterschiedlichen Quellen herausgebildet und war sogar zu einem sozialen Erkennungszeichen geworden. Wenn die sprachlichen Grenzen zwischen dieser alten „Gaunersprache“ und dem Jiddisch der Viehhändler immer unklarer wurden, liegt das sicher auch an den jiddischen Lehnwörtern, die das Rotwelsche übernommen hat.

Wie schwer die Einordnung der Sprache der jüdischen Viehhändler ist und wie schwer es für die Menschen im Rheinland war, sich ein Bild ihrer Sprecher zu machen, das belegt der kleine Ort Stotzheim bei Euskirchen. Hier haben lange

Zeit Händlergemeinschaften gelebt, die als Lumpensammler, Korbflechter (so genannte Wannläpper), Kesselflicker und Wanderhändler im Gebiet der Nordeifel und des südlichen Rheinlands unterwegs waren. Über die Menschen selbst ist heute nur noch wenig bekannt, ihre Sprache dagegen ist ausführlich dokumentiert.² Gleich vier gänzlich verschiedene Wortsammlungen zum händlersprachlichen Wortschatz sind in über einhundert Jahren in und für Stotzheim erstellt worden, ein einsamer Rekord in der deutschen Sondersprachenforschung.

So erstaunlich diese umfassende und beispiellose Dokumentation ist, so viele Rätsel gibt sie allerdings den heutigen Lesern und Sprachwissenschaftlern auf. Denn schon ein oberflächlicher Vergleich der verschiedenen Wortlisten macht deutlich, dass hier mindestens drei verschiedene Sprachvarianten oder gar Sondersprachen beschrieben werden, die nur bedingt miteinander zu tun haben. So heißt die älteste Sammlung, wohl um 1900 angelegt, nicht zu Unrecht „Wortliste der Gaunersprache“.³ Sie beschreibt offensichtlich den „Fachwortschatz“ professioneller Falschspieler und Einbrecher, und der ist mit 540 Einträgen so verblüffend umfangreich wie die Wörter selbst phantasievoll und bildhaft sind, geht es doch hier um *Blauhölzer*, *Goldspinnen*, *Gondelstämmen*, *Himmelsfechter*, *Lumpentunker*, *Sonnenschmiede*, *Fensterfahrten* oder *Pattendrucker*. Die Frage ist allerdings, wer die Menschen gewesen sind, die diese „Fachsprache“ benutzt haben. Es ist wohl nur schwer vorstellbar, dass in Stotzheim eine Gemeinschaft von

Kleinkriminellen fröhlich vereint zusammengelebt hat und unbehelligt ihrem Gewerbe nachgegangen ist.

Mit etwa 1200 Einträgen noch umfangreicher ist eine ebenfalls handschriftliche Stotzheimer Wortliste aus den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Sie wird dem Euskirchener Tuchfabrikanten Anton Heimbach zugeschrieben und ist eine bunte Mischung aus Mundartwörtern und etwa 600 rotwelschen Entlehnungen und jiddischen Lehnwörtern. (Siehe Beispiel S. XXX) Auch in diesem Fall ist unklar, wessen Sprache hier dokumentiert wurde. Eigentlich kann es nicht die Stotzheimer Umgangssprache der damaligen Zeit sein, denn es ist kein Ortsdialekt bekannt, der derart viele sondersprachliche Entlehnungen aufweist. Sollten wirklich „normale“ Stotzheimer so gesprochen haben, wäre dies völlig ungewöhnlich und der einmalige Fall, dass ein Ortsdialekt durch die Fachsprache von Wanderhändlern geprägt worden wäre. In einer Erhebung in den 90er Jahren, die das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte in dem Ort durchgeführt hat, konnten jedenfalls nur – noch(?) – etwa 120 rotwelsche und jiddische Etyma erfragt werden.⁴

In der mit „Stotzheimer Worte und Ausdrücke“ betitelten Wortliste,⁵ die wohl ebenfalls in den 30er Jahren in Euskirchen entstanden ist und von Anton Heimbachs Bruder Hans Henni verfasst wurde, werden dagegen die Sprecher der dort dokumentierten Sprache ausdrücklich genannt: „Stotzheim hatte einen großen Kreis reisender Kaufleute, sogenannter „Schrenser“, und Handwerker (Kessel-

gelvel = f. a. l. - Tanz - Nügelaisheit.
 gleim (gleimes) = Auge. $\odot$
 gang = Ganovenverbaant.
 ganofe (ganoff) = Dieb.
 gänzeler = Schwurser - Bettel
 Penner, Wegkröffer + Pra
 gilles = Weste - gilles specke = f.
 Geseires = Nimmes Gesele - ja
 gratis Vorstellung = vergebl. Verkän.
 geseh = Geizkrägen. Geeset
 gefir = Gendarmerie + Polizist
 geföns = Getriebe // Gehörsel - Horst.
 gezos = Kostenlos. d. Bombes
 Gütrinn - Maikenne = Kö
 Gewühre = viel Kraftanfre
 Janteff = Dieb, Nichtsfürer.
 + Galach = Priester $\odot$ / Gerefo
 Greifer = Polizist. / Tosen - Sk
 Großkosen = Schwerreicher K
 Gefönkeller = Schnaps.
 - Gelog, fersinn - Tanz - Rei - Gere

*Auszug aus einer handschriftlichen Wortliste
 aus Stotzheim, ungefähr 1930,
 wahrscheinlicher Autor Anton Heimbach,
 Kopie im Archiv des ILR.*

flicker). Ihre Worte und Ausdrücke kamen zum Teil aus der Jiddischen und Jäntchen Händlersprache. Bei den „Jäntchen“ handelt es sich u. W. um eine bestimmte Gruppe Händler und Handwerker (vielleicht auch Zigeuner), die in Stotzheim eine besondere Gruppe waren, die aber heute kaum noch zu bestimmen sind.“ Die im Stotzheimer Ortsdialekt „Jäntchen“ ge-

Scholem aleichem	Gruß
Schmuß	süßes Gerede
Schmonzes	dto.
schmuß stikum	sprich leise! leise
Schrenser	Hausierer
Schores	Gewinn
schmechele	grinsen, schmunzeln, lachen
schommer	fett, Fett
schofel	schlecht
schofele Masematte	"schlechtes Geschäft
Schlamassel	Unglück
Schets	Mann, Herr
Schabbes	Sabbat
Schoklemeiem	Kaffee
Schokl.-schskele	oder chasjen " Kaffee trinken
Schokfreier	Schausteller, Hausierer
Schnörresch	Schwiegertochter
Schuck	Zahlungseinheit, Preis, z.B. Preis
Schmock	Jeck
schwächen	trinken (Alkohol)
Schnorres	Bettler
Schmu	Betrug
Schmu-machen	unterschlagen
Schickse	Mädchen
sbhaskeln	trinken
Schaskel-Bales	Wirtschaft
Schennor, Schenna	Hölle
schigge	betrunken
Schmeets	Fliege, dicke Fliege
schummeln	betrügen, falsch spielen
Scheike	Lüge
Scheikorim	Lügner
schächten	jüd. schlachten
Schmonzes	falsch reden, süß reden
Schuck	Frage: "Was kostet das"
Schadjes	Heiratsvermittler
stikum, stike	leise sprechen, leise
Stichling	Schneider
spaukeres	aufpassen

*Auszug aus einer Wortliste aus Stotzheim,
Autor Hans Henni Heimbach,
Typskript 1930.*

nannten Menschen sind Angehörige der Jenischen, wie im westlichen Europa auch heute noch bestimmte und oft mit den Sinti und Roma verwechselte „fahrende“ Bevölkerungsgruppen genannt werden, die in der Schweiz sogar als ethnische Minderheit anerkannt sind. Der Hunsrück und die Eifel waren bis in die 50er Jahre des letzten Jahrhunderts das nördlichste Einzugsgebiet dieser Wanderhandwerker. Und tatsächlich ist für Stotzheim eine offensichtlich ortsfest gewordene Gruppe dieser Jenischen nachgewiesen worden, die ihren Wandergewerben, meist Kesselflickerei und Korbmacherei, im zentralen Rheinland und in der Eifel nachging.

Die Sprache der Jenischen ist mittlerweile gut dokumentiert. Ihr Jenisch ist ein klassischer Rotwelschdialekt, der, wenn überhaupt, nur eine Besonderheit aufweist: einen leicht erhöhten Anteil an Lehnwörtern aus dem Romanes, der sicherlich auf die gemeinsame Geschichte der Jenischen und Roma als Permanentmigranten zurückgeht. Deshalb können die Stotzheimer Kesselflicker allerdings auch nicht, anders als der Autor Hans Henni Heimbach behauptet, die Sprecher der von ihm dokumentierten Sprache gewesen sein. Denn die besteht nahezu vollständig aus Hebräismen (siehe links den Ausschnitt), die zwar für das Westjiddische typisch waren, aber für einen Rotwelschdialekt völlig ungewöhnlich sind. Eine derartige Häufung von jiddischen Lehnwörtern, die auf hebräische/aramäische Wurzeln zurückgehen, ist in keiner der bislang bekannten deutschen Sondersprachen zu finden. Zumal darunter auch selbst im ehemaligen Westjiddischen selten zu hörende Wörter sind: Chimchastora (Ball, Judenball), Cherim (Fluch), Erez (Land, Israel), hooze meschugge (total verrückt), Kotem (Kind), Mailach (König), Melamed (Lehrer), Simchat Tora (Festtag) oder Teffilin (Gebet). Aber auch die anderen Belege in der Liste von Hans Henni Heimbach sind zwar durchaus in Rotwelschdialekten zu finden, aber nie in dieser untypischen Häufung. Es bleibt also auch hier ein Rätsel, wer die Sprecher oder Sprecherinnen dieser mit jiddischen Lehnwörtern gespickten Sprache gewesen sind. So erleben wir in Stotzheim die eigentlich absurde Situation, dass trotz einer ungewöhnlich umfangreichen

Überlieferung die – anderssprachliche – Sprachgeschichte des Ortes mehr Fragen aufwirft als Antworten erlaubt.

Eine mögliche Erklärung für dieses Dilemma wäre, dass die damaligen Dokumentaristen nicht zwischen jenen Kesselflickern, „normalen“ Hausierern, Kleinganoven, Lumpensammlern oder Tagelöhnern in den für diese Gegend typischen Walkmühlen und jüdischen Viehhändlern und Metzgern unterscheiden konnten oder wollten. Die Menschen, deren Sprache in den Heimbachschen Listen aufgezeichnet ist, müssen jedenfalls einen jiddischsprachigen Hintergrund gehabt haben. Im landwirtschaftlich geprägten Stotzheim können das nur jüdische Viehhändler oder Metzger gewesen sein. Anton Heimbach selbst gibt dazu einen Hinweis in seiner ansonsten völlig haltlosen Spekulation zur Herkunft der von ihm dokumentierten Sprache: „Die Jäntschesprache kann sich entwickelt haben aus der Sprache der Marketender, Halbjuden, Heeres-Tross im 30-jährigen Kriege (Jäntsche von „Janitscharen“ [türkische Soldaten?], und als Umgangssprache der Metzger in früheren Jahren.“

Eine Überraschung

Sprachgeschichte hat immer ein Problem: Wir wissen, wie und was die Menschen früher geschrieben haben, wir wissen jedoch nicht, wie sie tatsächlich gesprochen haben. Das gilt natürlich insbesondere für die frühen Sprachstufen, in denen noch fremde überdachende Kult- und Amtssprachen für den Schriftverkehr gebräuchlich waren. In alt- und mittelhoch-

deutscher Zeit war dies etwa das Latein. Auch für das Westjiddische haben wir aus der Entstehungszeit im 10. und 11. Jahrhundert in der Regel nur Quellen, die in Hebräisch-Aramäisch verfasst sind, der alten Sakral- und Hochsprache der Juden, die vor allem für Gebetstexte, rabbinische Dokumente und im Rechts- und Geschäftsverkehr Verwendung fand und in der Ausbildung der Jungen gelehrt wurde. Aber selbst die ersten in frühem Jiddisch verfassten Texte vermögen nur ein vages Bild der tatsächlich gesprochenen Sprache der ins Rheinland gewanderten Juden zu vermitteln, da sie bereits für den überregionalen Verkehr gedacht waren und den Weg zu einer überdachenden Literatursprache vorzeichnen.

Umso überraschender und für die Geschichte des Westjiddischen aufschlussreich sind jüngste Funde aus der Archäologischen Zone in Köln, die man aus sprachwissenschaftlicher Sicht durchaus als Sensation bezeichnen kann, weil sie zum ersten Mal Rückschlüsse auf die Alltagskultur und sogar Alltagssprache der kölnischen Juden im Mittelalter erlauben. Das Kölner Judenviertel, das dort seit Jahren ergraben wird, ist die älteste jüdische Ansiedlung nördlich der Alpen. Ein Kaiserliches Dekret aus dem Jahre 331 gilt als frühester Beleg für seine Existenz. Seit dieser Zeit scheint es eine ununterbrochene jüdische Siedlungstradition in der Stadt gegeben zu haben, die mit dem offenbar von der Fleischergilde initiierten Pogrom im Jahr 1349 abrupt endete, bei dem große Teile des jüdischen Viertels völlig zerstört wurden. In der dazu gehörigen Zerstö-



*Vermauerter Fensterschacht mit hebräischer
Inscription im Haus Lyvermann, Detail.*

rungsschicht, vor allem in den Trümmern der Synagoge, wurden nun „Inschriften, Graffiti und beschriftete Schiefertafeln gefunden, die einen Einblick bieten, auf welche Art und Weise die Kölner Juden in der Mitte des 14. Jahrhunderts verschiedene Sprachen benutzten.“⁶ Bis dahin waren aus Köln eigentlich nur in Hebräisch bzw. Aramäisch verfasste Texte bekannt, etwa Kommentare zur Bibel, liturgische Texte, Rechtsgutachten oder verschiedene Vertragswerke. Hebräisch ist auch eine seltene Inschrift, die nun unter dem Synagogenhof in der Nähe einer Kloakenöffnung gefunden wurde (siehe oben).

Wörtlich übersetzt lautet sie „Dies ist das Fenster, um dort die Fäkalien her-

auszuholen“.⁷ Dieser kleine Satz stellt die Forscher vor große Probleme, denn die Verwendung der „heiligen“ Sprache der Juden an einer solch profanen Stelle ist sehr verwunderlich. Sollte dies wirklich ein Beleg dafür sein, dass im mittelalterlichen Köln das Hebräische noch zu den Alltagssprachen gehörte? Das wäre sicherlich eine kleine sprachhistorische Sensation, denn bislang galt das Hebräisch-Aramäische seit dem 3. Jahrhundert als reine Kultsprache, die nicht mehr aktiv gesprochen wurde.

Gegen diese Annahme sprechen eigentlich auch die anderen Schriftfunde. So sind viele der, oft nur bruchstückhaften, mittelalterlichen Graffiti hebräische

Namen, mit denen sich Besucher der Synagoge auf deren Wänden verewigt haben, wie dies die Menschen auch in heutigen Zeiten noch tun. Aufschlussreich sind diese, wie alle Schriftfunde in hebräischer Schrift geschriebenen Namen deshalb, weil sich hier sprachliche Übergänge im Vollzug beobachten lassen. So findet sich darunter z. B. die Namensform „Samuel, Sohn des Selig, ha-Levi“, die deshalb auffällig ist, weil sie die eingedeutschte Form „Selig“ und nicht das zu erwartende hebräische „Baruch“ verwendet. Außerdem signalisiert die hebräische Schreibung, dass Selig offenbar mit dem harten Auslaut –k- ausgesprochen wurde.

Auf vielen der beschrifteten Schiefertafelfragmente finden sich deutsche Namen, zum Teil sogar ganze Namenslisten (siehe Foto rechts), die belegen, dass sie ein selbstverständlicher Teil der Alltagskultur der Kölner Juden gewesen sind. So finden wir bei den Männern so bekannte Namen wie Lipmann (aus der kölschen Kurzform für Philip „Lipp“ hervorgegangen), Lyvermann und sogar den kölschen Manes (die Kurzform für Hermann), den wir noch heute in Köln als *drüje Manes* kennen. Ein ganz besonderer Beleg schließlich sind Koppchen und Köppchen, die eindeutig als dialektale Formen von Jakob zu erkennen sind. Hier lässt der kölsche *Köbes* herzlich grüßen. Dies ist um so auffälliger, als in christlichen Quellen dieser Zeit immer nur die Form Koppin/Copgin erscheint. Hier verwenden also nur die Kölner Juden die mundartlichen Varianten.

Aufgrund dieses Befundes ziehen die an den Ausgrabungen beteiligten Sprach-



Namensliste mit Angabe von Hellern und Pfennigen auf Schiefertafel.

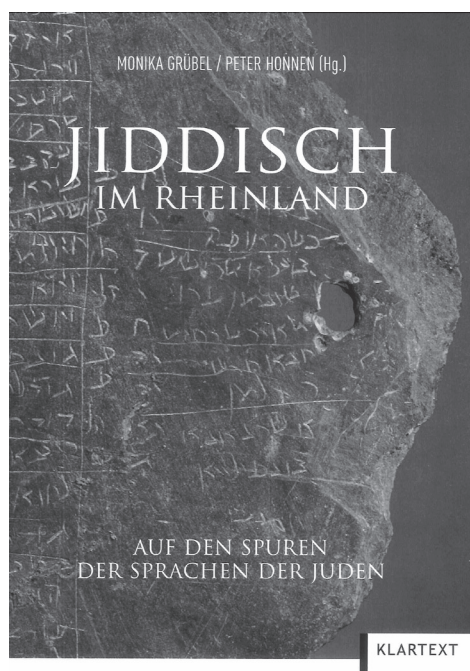
wissenschaftler ein eindeutiges Fazit: „Die Verwendung deutscher Namen zeigt, dass die Kölner Juden des Mittelalters Deutsch als selbstverständliche Sprache verwendeten, auch im innerjüdischen Gebrauch ... Die jüdische Gemeinde Kölns war sprachlich – zumindest bis 1349 – vollständig integriert.“⁸ Oder anders ausgedrückt: Die Juden im mittelalterlichen Köln sprachen Kölsch.

Eine Neuerscheinung

Man sieht: Sprachgeschichte ist spannend wie ein Krimi und kann zu überraschenden neuen Einsichten verhelfen, nicht nur über die Sprache selbst, sondern auch über die Geschichte ihrer Sprecher und

Sprecherinnen. Dabei sind diese beiden Aspekte der Geschichte des Jiddischen im Rheinland nur zwei von vielen ebenso interessanten. So belegt ein anderer Fund aus der Archäologischen Zone, dass die kölnischen Juden im Mittelalter genau wie ihre christlichen Nachbarn Spaß an Ritter- und Liebesromanen hatten. Und wie es aussieht, ist dieses in hebräischer Schrift beschriebene Schiefertafelfragment der älteste bekannte jiddische Text überhaupt.

Das Westjiddische mag als gesprochene Sprache seit langem ausgestorben sein, dennoch hat es viele Spuren bis hinein in unsere Gegenwart hinterlassen. So sind die rheinischen Mundarten geradezu gespickt mit jiddischen Lehnwörtern, die in ihrem Bedeutungsspektrum aufschlussreiche Einblicke in das Jahrhunderte lange Zusammenleben von christlicher und jüdischer Landbevölkerung erlauben. Auch im aktuellen Ruhrdeutschen, dem Regiolekt der Ruhrregion, finden sich ganz selbstverständlich Jiddismen wie *Katzoff*, *Kailoff*, *Osnik*, *Beischuck* oder *Sonnef*, die anderswo auf Unverständnis treffen würden. Nebenbei beweisen sie, dass die Versuche der Nazis, selbst noch die Spuren jüdischer Sprache auszurotten, grandios gescheitert sind. Im Münsterland werden die für die Geheimsprachen der Region typischen jüdischen Lehnwörter sogar



schon in der Werbung oder in Karikaturen verwendet.

All dies, und noch viel mehr, ist nachzulesen in einem vom LVR-ILR verantworteten Sammelband, der im Februar dieses Jahres erschienen ist. Der Band enthält die Beiträge der gleichnamigen Tagung in Köln im Jahr 2012 und vermittelt erstmalig einen umfassenden Überblick über diese besondere Sprachgeschichte des Rheinlands aus unterschiedlichen Perspektiven.

Literatur

Monika Grübel/Peter Honnen (Hrsg.): Jiddisch im Rheinland. Auf den Spuren der Sprachen der Juden. Essen 2014.

Anton Heimbach/Hans Henni Heimbach: Stotzheimer Worte und Ausdrücke. Ungedrucktes Typoskript o.J. (Archiv des IRL).

Elisabeth Hollender: Die Sprachen der Kölner Juden im Mittelalter nach ihren schriftlichen Zeugnissen. In: Grübel/Honnen 41–56.

Peter Honnen: Geheimsprachen im Rheinland. Eine Dokumentation der Rotwelschdialekte in Bell, Breyell, Kofferen, Neroth, Speicher und Stotzheim. (Rheinische Mundarten 10) Köln 1998.

Peter Honnen: Kümmeltürmerei. Von den Resten einer Gaunersprache. In: Volkskultur an Rhein und Maas 1/93, S. 25–33.

Wörterbuch der jüdischen Geschäfts- und Umgangssprache. Hrsg. von der R. u. S. Horn GmbH (Tierzuchtgeräte. Seilerwaren). Heinsberg o.J.

Anmerkungen

- 1 Wörterbuch der jüdischen Geschäftssprache 3.
- 2 Siehe dazu Honnen 1998, 121ff.
- 3 Honnen 1993 u. Honnen 1998, 138.
- 4 Honnen 1998, 130.
- 5 Heimbach.
- 6 Hollender, 42.
- 7 dazu und zum folgenden siehe Hollender, 43ff.
- 8 Hollender, 54.

Klatschkäse, Hasenbrot und Dönerbude –

Das Projekt *PortAll*

beschäftigt sich mit der Nahrungskultur im Rheinland

von Christina Lemmen und Corinna Schirmer

Seit Anfang 2013 digitalisiert und forscht das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderte Projekt „Digitales Portal Alltagskulturen im Rheinland – Wandel im ländlichen Raum 1900–2000“ (PortAll)¹. Drei große LVR-Institutionen – das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte in Bonn sowie die beiden LVR-Freilichtmuseen Lindlar und Kommern – digitalisieren exemplarisch ihre Quellenbestände und bereiten diese Digitalisate inhaltlich auf. Ziel ist es, die Ergebnisse öffentlich auf einem Internetportal zur Verfügung zu stellen. Das Projekt startete im letzten Jahr mit dem Pilotthema Bandweberei.² In der zweiten Projektphase hat sich das Team nun dem Bereich Nahrungskultur im Rheinland zugewandt: Wie ernährten sich die Rheinländerinnen und Rheinländer im 20. Jahrhundert? Welche Speisen wurden zu Festtagen wie z.B. Ostern gereicht und wie wurden sie zubereitet? Welche Geräte brauchte man zum Einmachen von Obst, Fleisch und Gemüse und wo lagerte man die so konservierten Speisen? Wie sah ein Elektroherd der 1930er Jahre aus? Was aßen Jugendliche im Rheinland um 2000 am liebsten und wie transportiert man am

besten sein Butterbrot? Um diese Fragen zu beantworten, sichten, digitalisieren und erschließen die drei beteiligten Dienststellen ihre Quellenbestände zur Nahrungskultur nach thematischen Schwerpunkten. Ziel ist es auch hier, die exemplarischen Quellen aus den Beständen auszuwählen und so miteinander zu verknüpfen, dass Nutzungs- und Verwendungszusammenhänge, Prozesse und der Wandel des Alltagslebens im ländlichen Rheinland zwischen 1900 und 2000 deutlich werden.³ Die Nahrungsaufnahme ist für jeden von uns ein Teil des Alltags und bietet somit vielfältige Untersuchungsmöglichkeiten.

Die Freilichtmuseen untersuchen vor allem aussagekräftige Objekte: vom Kochgeschirr und Einmachglas über Sparherde bis hin zur voll eingerichteten Bungalowküche aus den 1960er Jahren oder Gaststätten aus den 1950er und -70er Jahren. Währenddessen bearbeitet das Bonner Institut seine umfangreiche Foto-, Film- und Dokumentensammlung, darunter drei große Umfragen zu den Essgewohnheiten der Rheinländerinnen und Rheinländer aus den Jahren 1982, 2002 und 2003, auf welche der Schwerpunkt zunächst gelegt wurde.



Lange Zeit wurden auch Schweine zur Selbstversorgung gehalten. Uckerath um 1920.

Das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte erforscht seit Jahrzehnten das Alltagsleben der Menschen im Rheinland, um dieses greifbarer und seine Sinn-Zusammenhänge erkennbar zu machen.⁴ Gesellschaftliche Veränderungen spielen hierbei eine zentrale Rolle: „Das zwanzigste Jahrhundert hat in immer kürzer werdenden Zeitabschnitten radikale Wandlungsprozesse erlebt, die auf alltagskulturelle Kontexte gravierend eingewirkt und unsere Gesellschaft als Ganzes geprägt haben.“⁵ In der Beschaffung und Zubereitung von Nahrungsmitteln spiegeln sich soziale Phänomene, Wandlungs-

prozesse und Veränderungen der Umwelt, welche letzten Endes Rückschlüsse auf die Lebensrealität, die Identität und das Selbstverständnis der Menschen zulassen. Die Erforschung solcher Quellen zeigt nicht nur den Wandel auf, welchen eine Gesellschaft im Laufe der Zeit erfährt und welche Faktoren diesen Wandel beeinflussen, sondern kann auch vorherrschende Stereotype und Klischees bestätigen oder widerlegen.⁶ Spricht man landläufig oftmals davon, dass „der Rheinländer an sich“⁷ über bestimmte Eigenschaften verfüge oder sich in gewisser Art und Weise verhalte oder ernähre, prägen diese Ste-

reotype und Klischees eben ganze Regionen. Dies geschieht beispielsweise durch „Festschreibung und Darstellung regionaler Besonderheiten, die Formulierung von Herkunftsgeschichten für einzelne Gerichte oder die Etikettierung bestimmter Küchen als räumlich gebundene (so etwa als ‚national‘ oder ‚regional‘), die so immer wieder aufs Neue hergestellt und damit stabilisiert“⁸ wird.

Die zuerst digitalisierte Fragebogenerhebung „Nahrung und Speise im Wandel nach 1900“ aus dem Jahr 1982 befragte Menschen im Rheinland zu ihren Nahrungsgewohnheiten, etwa dem Grad ihrer Selbstversorgung, zu Vorratshaltung, Tischsitten und Festspeisen. Ziel der Umfrage war es, den Wandel der Nahrungskultur im Laufe des 20. Jahrhunderts in den verschiedenen Regionen des Rheinlandes zu erforschen.⁹

Die Antworten fielen vielfältig und umfangreich aus und erlauben einen Einblick in das Leben der Bewohnerinnen und Bewohner insbesondere des ländlich geprägten Rheinlandes vor allem in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. So wird beispielsweise berichtet, dass die Verpflegung der Familie größtenteils über einen eigenen Nutzgarten erfolgte und nur wenige Lebensmittel zugekauft wurden: „In unserem Haushalt [in Weisweiler], der im Jahre 1902 als mittelständiger halb Schmied- u. halb Bauernbetrieb gegründet wurde, wurden fast alle Lebensmittel selbst erzeugt. Wir waren zu 12 am Tisch.“¹⁰ Wie häufig Brot für den Eigenbedarf gebacken wurde, berichtet ein Bewohner aus Unzenberg: „Brot wurde

alle 2 Wochen gebacken, luftig aufbewahrt in nördlich gelegenen Kammern.“ Man erfährt, dass Viehhaltung ebenfalls zum Alltag gehörte: „Die Familie des Schmiedes Peter E. [aus Haaren] hielt Hühner, ein paar Schweine, 1–2 Kühe.“¹¹

Die Berichte liefern auch Erkenntnisse über die Zutaten, Herstellungsweisen und Verarbeitung der Speisen. Hierzu ein Bericht aus Kirt im Hunsrück:

„Weißkohlwurst (Ka[p]peswurst) ist normale Blutwurst [,] die damals mit ungefähr einem Viertel Weißkohl -gestreckt wurde. Weißkohl wird abgekocht und nach Abkühlung wird jetzt das Wasser nach dem Abseihen ausgedrückt. Jetzt wird abwechselnd Fleisch und Weißkohl mit dem Fleischwolf gemahlen und durch die Zugabe von Weißkohl muß [sic!] ein ziemlich steifer Brei entstehen. Schließlich wird [sic!] Blut und Gewürze in einem passenden Topf beigemischt, das Ganze jetzt in einen zylindrischen Trichter eingefüllt [,] nach und nach und mittels eines passenden Holzstössers in die Dünndärme des Schweins gepreßt [sic!] und die Würste abgebrüht.“¹²

Solch detaillierte Beschreibungen belegen Arbeitsabläufe, Bezeichnungen, Zubereitungen und Zusammensetzungen von Speisen sowie Arbeitsmaterialien und Werkzeuge, die heute in der Regel längst nicht mehr genutzt werden, im Alltag der Menschen keine Rolle mehr spielen und somit den meisten nicht mehr bekannt sind. Die wenigsten Bewohnerinnen und Bewohner des Rheinlandes werden heutzutage noch ihre Essiggurken selber konservieren, stehen sie doch preiswert



Die Hausfrau schneidet das selbstgebackene Brot an. Löhndorf 1970.

in jedem Supermarktregal in Hülle und Fülle. Dies war bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts jedoch noch gängige Praxis. So berichtet eine Dame aus Geilenkirchen von der bei ihr gängigen Art Gurken zu konservieren:

„Nicht zu große und nicht gelb gewordenen [sic!], fehlerfreie Gurken werden einige Stunden in kaltes Wasser gelegt und mit einer Bürste gereinigt, in reinem Wasser abgespült, mit einem Tuche getrocknet und dann lagenweise mit Dill, Blättern von der sauren Kirsche, Weinlaub und einigen unreifen Weintrauben in Fässer eingelegt. Neue Fässer müssen vorher mit heißem Wasser ausgebrüht und so lange mit Was-

ser ausgelaugt werden, bis dasselbe [sic!] geschmack- und geruchsfrei bleibt; bereits gebrauchte Fässer müssen vorher ausgeschwefelt werden. Ist das Einlegefaß [sic!] dicht vollgepackt, so setzt man den Deckel ein, füllt dasselbe durch das Spundloch mit kaltem Salzwasser (auf 9 Liter 400g grobes Salz) an und überläßt [sic!] es mit offenem Spunde bei Zimmerwärme der Gärung, indem man durch etwa erforderliches Nachgießen dafür sorgt, daß [sic!] das Faß [sic!] stets mit Salzwasser gefüllt ist. Nach vollendeter Gärung verspundet man, wenn das Salzwasser einen entsprechend sauren Geschmack angenommen hat, das Faß [sic!] und hebt es in einem kühlen Keller auf. Um das Hohlwerden der Gurken zu verhüten, müssen sie bei dem Einlegen mit einer Gabel durchstochen werden. – Es ist, wie gesagt, grobes Salz zu nehmen. Um die Gurken etwas pikanter zu machen, kann man noch zusetzen: getrocknete Lorbeerblätter, Nelken, schwarzen Pfeffer, Nelkenpfeffer, und eine Stange Meerrettich. Recht reichlich Dill und Weinblätter genügen übrigens um schmackhafte Salzgurken zu erzielen.“¹³

Die Vermutung, dass die Unkenntnis über die Entstehungsprozesse von Nahrungsmitteln zunimmt, lässt sich auch bei einer weiteren Umfrage – einem Kooperationsprojekt des damaligen Amtes für rheinische Landeskunde und dem Limburgs Museum in Venlo aus dem Jahr 2002 erkennen. Die Umfrage „Iss was!? – Kijken in de keuken van de buur.“ hinterfragte die Nahrungsgewohnheiten von Jugendlichen im deutsch-niederländischen Grenzgebiet.¹⁴ „Gemeinsamkeiten, regionale Be-



*Imbissbuden sind für viele Menschen
inzwischen feste Bestandteile des Alltags.
Sittard-Geleen 2003.*

sonderheiten, Klischees, aber auch Unterschiede im täglichen Umgang mit Essen und Trinken werden anhand der Antworten der 14 bis 19 Jahre alten Jugendlichen deutlich.¹⁵ Und nicht nur das: Im direkten Vergleich mit der Umfrage „Nahrung und Speise im Wandel nach 1900“ fallen Gemeinsamkeiten, Unterschiede und insbesondere der Wandel im Umgang mit Nahrung auf. So geben die Jugendlichen zwar überwiegend an, dass wie zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Regel die Mutter für die Zubereitung der Speisen zuständig war, doch wurden oftmals Fertigprodukte wie „Pizza oder ähnliches“¹⁶ konsumiert. Die Selbstversorgung der Familien trat im

Laufe des 20. Jahrhunderts immer weiter in den Hintergrund und verschwand schließlich fast ganz. Nahrungsmittel werden heute hauptsächlich in Supermärkten eingekauft oder direkt aus Restaurants, Imbissbuden oder Bäckereien bezogen. Es wird gekauft, „was mir alles gefällt“ und „Es lässt sich somit ein Wandel weg von der zuvor notwendigen Subsistenzwirtschaft zum Zwecke der Ernährung der Familie hin zu einem eher spontanen Konsumverhalten in einer globalisierten Welt feststellen, in der Lebensmittel quasi rund um die Uhr in nur geringer Entfernung in nahezu beliebiger Menge zur Verfügung stehen. Gekauft wird, was schmeckt und



*Auch als Verpflegung bei der Arbeitspause
kam das Butterbrot zum Einsatz.
Um 1955.*

gefällt, eine umfassende Vorratshaltung, wie sie vor wenigen Jahrzehnten noch üblich war, oder gar eine Einschränkung der Ernährung durch das Nicht-Vorhandensein von Lebensmitteln ist zumindest im Rheinland nicht mehr denkbar.

Diese Wandlungstendenzen zeigt auch die Erhebung „Schmier dir eins! – Das Butterbrot heute“ aus dem Jahre 2003. Das Amt für rheinische Landeskunde befragte Rheinländerinnen und Rheinländer zwischen 14 und 92 Jahren nach der Rolle des Butterbrots in ihrem Alltag. Dieses erwies sich dabei als ein aussagekräftiger Spiegel der kulinarischen Entwicklungen ab den 1940er Jahren bis ins gerade an-

gebrochene 21. Jahrhundert. Die ältere Generation erinnerte sich an die Entbehrungen des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit. Es herrschte ein Mangel an fast allem, insbesondere an fetthaltigen Produkten wie Butter, Käse und Fleisch, die als Brotbelag nur sehr sparsam Verwendung fanden. Nie gab es ein sogenanntes „offenes Butterbrot“¹⁸, immer wurde ein Brot nur auf einer Hälfte belegt und dann zusammengeklappt, um am teuren Belag zu sparen. Vielfach musste auf Ersatzprodukte zurückgegriffen werden. Das Brot wurde aus Maismehl gebacken, das zwar appetitlich aussah, wegen seiner klebrigen Konsistenz aber sehr unbeliebt

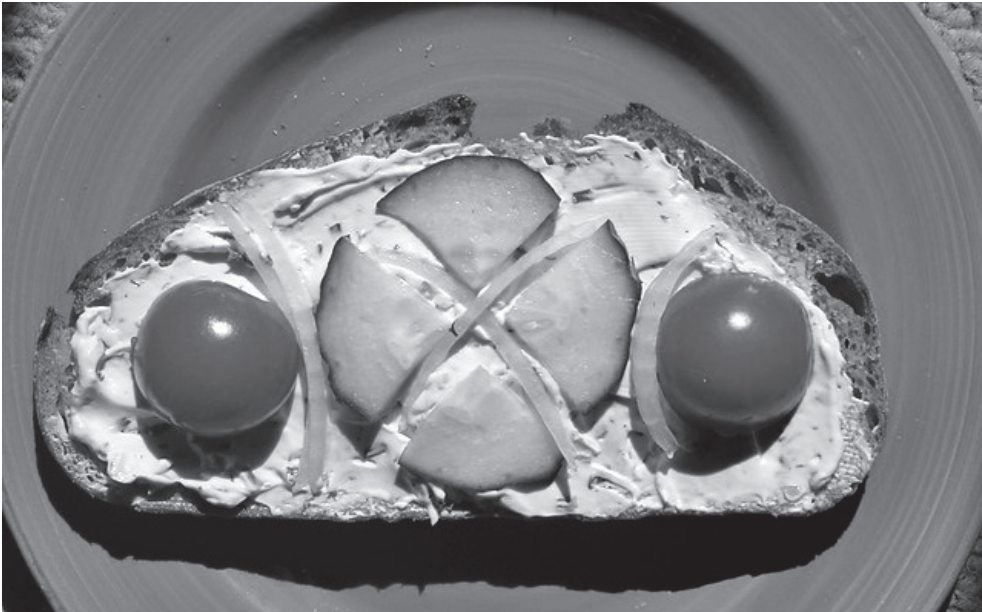
war. Eine Berichterstatteerin aus der Eifel erinnert sich, dass ihre Mutter in den Nachkriegsjahren einen Brotaufstrich aus „Mehl, Wasser und einer winzigen Menge Butter“¹⁹ zubereitete. Das preisgünstige Rübenkraut oder künstlicher Honig fanden weithin Verbreitung.²⁰ Ein Brot in den Müll zu werfen galt bei den meisten Angehörigen dieser Generation auch später noch als verwerflich. Ein sorgloser, unbedachter Umgang mit Lebensmitteln hätte in den Notjahren die Existenz der Familie gefährdet.

Mit der Währungsreform 1948 besetzte sich die Versorgungslage für die Bevölkerung im Rheinland. Auch der Belag der Butterbrote wurde üppiger: Käse, verschiedene Wurstsorten wie Leberwurst oder Fleischwurst, selbstgemachte Marmeladen und „gute Butter“ entwickelten sich zum Standard, auch wenn Sparsamkeit weiterhin ein wichtiger Faktor war. Viele Familien aßen in der Woche fast ausschließlich Grau- und Schwarzbrot, in den ländlichen Regionen meist noch selbstgebacken. An den Feiertagen gab es auch Weiß- oder Rosinenbrot.²¹ In den 1960er und 1970er Jahren erweiterte sich das Angebot der Brotsorten zunehmend. Die wenigsten Familien buken noch selbst, viele Bäckereien boten nun zusätzlich zu den klassischen Brotsorten verschiedene Körnerbrote an. Vor allem seit der Öko-Bewegung der späten 1970er und frühen -80er Jahre erfreuten sich Vollwertbrote verbreiteter Beliebtheit. Gleichzeitig spielten Diätprodukte in vielen Teilen der Bevölkerung eine größere Rolle. Diese brachten die Berichterstatteerinnen und Berichter-

statter der Umfrage jedoch nicht in Bezug auf Gewichtsprobleme ins Spiel, sondern gaben andere gesundheitliche Faktoren an, etwa einen zu hohen Cholesterinspiegel oder Diabetes.²² Durch die Verbreitung von Discount-Supermärkten Ende des 20. Jahrhunderts wurden fast alle Lebensmittel und mit ihnen fast alle Brotsorten und Aufstriche jederzeit im Überfluss erhältlich. Auch die Gestaltung der Butterbrote war nun eine Frage des individuellen Geschmacks der Esserinnen und Esser.

Das klassische Butterbrot gehörte für die meisten Bewohnerinnen und Bewohner des Rheinlandes um die letzte Jahrtausendwende zur Alltagsernährung: zum Frühstück, in der Mittagspause im Büro oder in der Schule, zum Abendessen, aber auch bei besonderen Gelegenheiten in Form von Toastbrot oder Baguette, als Begleiter auf Auto- und Bahnreisen, bei Ausflügen und Wanderungen. Der große Vorteil: Ein Butterbrot lässt sich gut transportieren und kann auf viele verschiedene Weisen belegt oder bestrichen werden.

Regionale Unterschiede beim Brot oder Brotbelag lassen sich anhand der Antworten kaum feststellen. Häufiger gab es bestimmte Angewohnheiten und Vorlieben in den einzelnen Familien, oft abhängig von ihrem sozialen Status. Marlies M. aus Schwalmtal berichtete etwa, dass es in ihrer Kindheit am Sonntag immer gekochten Schinken gab und er aus diesem Grund von allen Familienmitgliedern immer noch „Sonntagsschinken“ genannt wird, obwohl er mittlerweile auch an anderen Tagen zum Einsatz kam.²³ Eine andere Berichterstatteerin berichtet von dem Aus-



*Ein Butterbrot kann nach Belieben belegt werden, hier mit Gurke und Tomaten.
Geilenkirchen 2003.*

druck „Biegebrot“, den ihre Familie für ein zusammengeklapptes Butterbrot nutzte.²⁴ Viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Umfragen berichteten vom Butterbrottausch auf dem Schulhof, bei dem immer der Belag begehrt wurde, den die eigene Mutter nicht verwendete oder aus finanziellen Gründen verwenden konnte. Bei den einen war das Brot mit Aufschnitt belegt, bei den anderen mit Marmelade, Rübenkraut oder Schokoladenaufstrich bestrichen.

Am sogenannten „Hasenbrot“, ein Brot, das (in den meisten Fällen) der Vater von der Arbeit wieder mit zurückbrachte, lässt sich die sich wandelnde Wertigkeit von Lebensmitteln besonders deutlich ab-

lesen. In ärmeren, kinderreichen Familien war ein solches Brot bis in die 1960er Jahre bei den Kindern heißbegehrt, bedeutete es doch eine zusätzliche Mahlzeit. Häufig wurde es als besonders köstlich beschrieben, obwohl es sich nicht sonderlich von den „normalen“ Butterbroten unterschied. In dieser Generation kennen alle diesen Begriff. Den jüngeren Berichterstatte-rinnen und Berichterstatte-rn ist der Begriff nicht mehr bekannt oder es wurde darauf hingewiesen, dass es diese Bezeichnung für ein solches Brot „früher“ gab. Übriggebliebene Brote oder Butterbrote mit unbeliebten Aufstrichen wurden einfach entsorgt²⁵ – ein Zeichen dafür, dass in der jeweiligen Gesellschaft ein Überfluss oder

zumindest kein Mangel an Nahrungsmitteln (mehr) herrscht.

Essen ist für jeden von uns überlebenswichtig und damit ein soziales Totalphänomen.²⁶ Der Wandel des Mahlzeitsystems mit seinen sozialen, zeitlichen und räumlichen Aspekten ist ein zentraler Indikator für den Wandel gesellschaftlicher Prozesse, die wir im Alltag leben. Bei der Bearbeitung der Umfragen zum Thema Nahrung hat sich gezeigt, welchen Fundus an Informationen sie darstellen, den es als kulturelles Erbe des Rheinlandes für die Nachwelt zu erhalten gilt. Die Quellen bieten einen Einblick in den konkreten Alltag der Menschen im Rheinland des 20. Jahrhunderts. Vor allem im Vergleich machen sie deutlich, wie sehr sich die Lebensrealität zwischen dem Beginn des 20. und dem Beginn des 21. Jahrhunderts gewandelt hat: von einer ländlich geprägten Küche mit wenigen Zutaten, die abhängig war von der regionalen sowie saisonalen Verfügbarkeit hin zu einer Esslandschaft, in der fast alle Lebensmittel zu jeder Zeit im Überfluss vorhanden sind.²⁷ Durch die technische Entwicklung und die Globalisierung beeinflusst, veränderte sich der Umgang mit Lebensmitteln sowie ihrer Beschaffung und Weiterverarbeitung. Wo zu Beginn des Jahrhunderts noch Selbstversorgung in Form von Obst- und Gemüseanbau sowie Viehhaltung vorherrschte, kaufen die Rheinländerinnen und Rheinländer ihre Nahrungsmittel heute in den überall verbreiteten Supermärkten. Selbst Kochen ist nicht mehr unbedingt notwendig. Bei Zeitmangel oder Unlust übernimmt die

Mikrowelle oder ein Gastronomiebetrieb diese Aufgabe. Wo für große Gruppen mit langwieriger Vorbereitung täglich frisch gekocht wurde, isst man heute eventuell in kleiner Gruppe oder allein vor dem Fernseher oder Computer.

Auch in anderer Hinsicht steht die Nahrungsaufnahme für weit mehr als die schlichte Befriedigung von natürlichen Bedürfnissen.²⁸ Die Vielfalt an kulturellen Praktiken, mit dem Essen verbundenen Wertsystemen und Ernährungsmustern zeugt davon. Danach befragt, erinnern sich die meisten Berichterstatter und Berichterstatterinnen vor allem an Essenserlebnisse aus ihrer Kindheit, an meist als positiv empfundene Ereignisse wie Schulausflüge, Feiern mit der Familie oder aber Extremsituationen wie Not und Hunger im Krieg oder in der Nachkriegszeit – außergewöhnliche Situationen und Zeiten also, die im Leben besonders prägend sind. Besondere Gerichte gehören zu besonderen Tagen im Jahr oder im Leben, wie beispielsweise religiösen oder weltlichen Feiertagen, Geburtstagen oder Hochzeiten – bei der Hochzeit eine besondere Torte oder ein Neujahrsweck am ersten Tag des Jahres.

Bei der Digitalisierung und Bearbeitung der Umfragen sind jedoch auch die Begrenzungen dieser heute teilweise veralteten Befragungs- und Forschungsmethode deutlich geworden. Häufig gaben die Informanten keine eindeutigen Zeit- oder Ortsangaben, sondern verwendeten ungenaue Bezeichnungen wie „früher“ oder „damals“. An einigen Stellen wurde die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozi-



*Der Tortenanschnitt durch das Brautpaar
– ein beliebter Brauch bei Hochzeitsfeiern.
Hillesheim-Niederbettingen 1990.*



*Zwei Mädchen mit Neujahrsbrezeln,
Lobberich 1928.*

alen Gruppe nicht deutlich. Hinzu kommt, dass die Fragen teilweise in unterschiedlicher Länge und Intensität beantwortet wurden. Die Antworten reichten von einem schlichten „Ja.“ oder „Nein.“ bis zu mehreren Seiten langen Berichten zur gleichen Frage. Das macht die Vergleichbarkeit innerhalb einer Umfrage oder mit anderen Umfragen schwierig, da Nachfragen im Nachhinein nicht möglich sind. In einigen Fällen bedürften die gegebenen Antworten weiterer Erläuterungen, da Prozesse, Arbeitsschritte und gesellschaftliche Umstände, die vor 50 Jahren noch zum

Allgemeinwissen gehörten, heute für uns oftmals unverständlich sind.

Umso wichtiger ist die im Projekt „Digitales Portal Alltagskulturen im Rheinland – Wandel im ländlichen Raum 1900–2000“ angestrebte Aufbereitung und Vernetzung mit anderen Quellen, um diese Lücken zu schließen. Die Digitalisierung von Fotos und Filmen zum Thema Nahrungskultur ist daher der nächste Schritt. Diese Materialien liefern in Verbindung mit den Objekten der beiden LVR-Freilichtmuseen den notwendigen zusätzlichen Kontext für ein richtiges Verständnis der Wandlungs-

prozesse. Sie zeigen zusätzlich anschaulich, wer wie und wo Nahrungsmittel verarbeitet, Speisen zubereitet und verzehrt hat, welche Rolle Nahrungsmittel im Alltag, aber auch bei Festtagen, Bräuchen und Ritualen spielten oder vielleicht bis heute spielen.

Auch wenn es in den Quellen vordergründig hauptsächlich um Nahrungsgewohnheiten geht, verbergen sich darin auch zahlreiche weitere Themenkomplexe zum Alltagsleben im 20. Jahrhundert auf dem Land und dem mit ihm verbundenen gesellschaftlichen Wandel. Wohnen, Bräuche im Jahres- und Lebenslauf, Schule,

Arbeitsleben und Familienstrukturen sind nur einige von ihnen. Es steckt also noch viel Forschungspotential in dem über Jahrzehnte gesammelten und archivierten Material, das hoffentlich in Zukunft über das „Digitale Portal Alltagskulturen im Rheinland“ vielfältig genutzt werden kann und wird.

PortAll

Für weitere Informationen zum Projekt „Digitales Portal Alltagskulturen im Rheinland. Wandel im ländlichen Raum 1900–2000“ besuchen Sie auch unsere Webseite: <http://www.portall.lvr.de>

Literatur

Bauer, Katrin/Hänel, Dagmar: Digitales Portal Alltagskulturen (PortAll). Kultureller Wandel im ländlichen Raum 1900–2000. Projekt zur Digitalisierung und Erschließung volkskundlicher Sammlungsbestände im Rheinland. In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde. Bd. 58 2013, S. 253–256.

Heimerdinger, Timo: Schmackhafte Symbole und alltägliche Notwendigkeit. Zu Stand und Perspektiven der volkskundlichen Nahrungsfor-schung. In: Zeitschrift für Volkskunde. 101. Jg. 2005, S. 205–218.

Heizmann, Berthold: Die rheinische Mahlzeit. Zum Wandel der Nahrungskultur im Spiegel lokaler Berichte. Bonn 1994.

Heizmann, Berthold: Von Apfelkraut bis Zimtschnecke. Das Lexikon der rheinischen Küche. Köln 2011.

Hirschfelder, Gunther: Europäische Esskultur. Eine Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute. Frankfurt am Main 2001.

Hirschfelder, Gunther: Rheinische Kulturlandschaften – rheinische Esslandschaften? In: Rheinische Kulturlandschaften. Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde. 38. Bd. 2009/2010, S. 209–224.

Konrad, Jochen: Stereotype in Dynamik. Zur kulturwissenschaftlichen Verortung eines theoretischen Konzepts. Tönning u. a. 2006.

Mangold, Josef u. a.: Iss was!? – Kijken in de keuken van de buur. Essen und Trinken von rheinischen und limburgischen Jugendlichen. Bonn/Venlo 2003, S. 7f.

Schirmer, Corinna: „PortAll“. Ein Forschungsprojekt zum Wandel der Alltagskultur im ländlichen Raum. In: Alltag im Rheinland. Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte [ILR]. Köln 2013, S. 6–12.

Tolksdorf, Ulrich: Nahrungsforschung. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 239–254.

URL: <http://www.beikircher.de/artikeldetailseite.php?id=70> [Stand:03.06.2014].

URL: <http://www.portall.lvr.de> [Stand: 03.06.2014].

URL: <http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/volkskunde/volkskundearchiv/> [Stand: 03.06.2014].

URL: <http://www.wz-newsline.de/lokales/kreis-viersen/nettetal/juergen-b-hausmann-der-rheinlaender-an-sich-1.1321041> [Stand:03.06.2014]

Anmerkungen

- 1 Siehe <http://www.portall.lvr.de> [Stand:03.06.2014].
- 2 Vgl.: Schirmer: PortAll. 2013, S. 6–12.
- 3 Vgl.: Ebd. sowie Bauer/ Hänel: Digitales Portal Alltagskulturen. 2013, S. 253–256.
- 4 Vgl. <http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/volkskunde/volkskundearchiv/> [Stand 03.06.2014].
- 5 Bauer/ Hänel: Digitales Portal Alltagskulturen. 2013, S. 253–256, hier S. 253.
- 6 Vgl. Konrad, Jochen: Stereotype in Dynamik. 2006.
- 7 Eine auch bei Kabarettisten beliebte Redewendung. Siehe dazu: <http://www.wz-newsline.de/lokales/kreis-viersen/nettetal/juergen-b-hausmann-der-rheinlaender-an-sich-1.1321041> [Stand: 03.06.2014] sowie <http://www.beikircher.de/artikeldetailseite.php?id=70> [Stand:03.06.2014].
- 8 Heimerdinger: Schmachhafte Symbole. 2005, hier S. 208.
- 9 Vgl. hierzu auch Heizmann: Die rheinische Mahlzeit. 1994. Sowie: Ders.: Von Apfelkraut bis Zimtschnecke. 2011.
- 10 Vgl. LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv: 2013.1443.053a.
- 11 Vgl. LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv: 2013.1443.223a.
- 12 Vgl. LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv: 2013.1443.225a.
- 13 Vgl. LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv: 2013.1443.093a.
- 14 Vgl. Mangold, Josef u.a.: Iss was!? 2003, S. 7f.
- 15 Ebd.
- 16 Vgl. LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv: 2013.1490.112a.
- 17 Vgl. LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv: 2013.1490.100a.
- 18 Vgl. LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv: 2013.1498.031.
- 19 Vgl. LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv: 2013.1498.358.
- 20 Vgl. LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv: 2013.1498.035.
- 21 Vgl. LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv: 2013.1498.354.
- 22 Vgl. u. a.: LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv: 2013.1498.069.
- 23 Vgl.: LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv: 2013.1498.354.
- 24 Vgl.: LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv: 2013.1498.160.
- 25 Vgl.: LVR-ILR Rheinisches Volkskundearchiv: 2013.1498.468.
- 26 Vgl. Tolksdorf: Nahrungsforschung. 2001, S. 239–254, hier S. 240.
- 27 Vgl. Heimerdinger: Schmachhafte Symbole. 2005, S. 205–218.
- 28 Vgl.: Tolksdorf: Nahrungsforschung. 2001. S. 239.

Ordnen : Erinnern : Erzählen

Fotoalben als Objektivationen von gelebten Leben

von Katrin Bauer

Das Foto wird populär ...

„Die Perspektive der Landschaft jedes Gegenstandes ist mit einer mathematischen Genauigkeit dargestellt; kein Unterschied, kein unbemerkbarer Zug entschlüpft dem Auge und Pinsel des neuen Malers; und da drei oder vier Minuten zu seinem Werk hinreichen, so wird auch ein Schlachtfeld, mit seinen aufeinanderfolgenden Lichtgestalten, in einer für jedes andere Mittel unerreichbaren Vollkommenheit dargestellt werden können. [...] Diese Entdeckung muss der Nachwelt überliefert werden [...]“¹ heißt es in einem Gutachten, welches 1838 über die Erfindung eines der ersten fotografischen Verfahren angefertigt wurde. Als das Gutachten publiziert wurde, konnte man sich nicht vorstellen, dass die Welt hundert Jahre später bereits einen Weltkrieg hinter sich hatte und der unmittelbar folgende Zweite Weltkrieg ein mediales Großereignis werden sollte, das durch Fotos in die Welt getragen und der Nachwelt für immer als schwarz-weiße Unmenschlichkeit in Erinnerung bleiben sollte.

So wenig sich die Menschen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts eine auf Papier gebannte bunte Welt vorstellen

konnten, so schwierig ist es für die heute Lebenden – egal ob alt oder jung – sich die Welt des 19. Jahrhunderts vorzustellen, die sich fundamental und in allen Lebensbereichen von unserer Lebenswelt unterscheidet. Das 19. Jahrhundert brachte das Bürgertum als neue, aufstrebende Gesellschaftsschicht in den Fokus, die mit als erste von den unzählbaren Neuerungen und dem technischen Fortschritt profitierte: Dampfschiffe, Elektrizität, Eisenbahn, Museen, die „Verkabelung der Welt“² mit einem immer engmaschiger werdenden Netz aus Telegraphenleitungen, die Ausdehnung der Städte, der Aufbau von Fabriken und Industrien, für die Energie zum Leitmotiv wurde³ oder die Gründung von Museen als kulturelle Musentempel, die Gemälde und Bildnisse einer vergangenen Zeit zeigten, um nur einige wenige uns selbstverständlich erscheinende Dinge zu nennen, die wir dem langen 19. Jahrhundert zu verdanken haben. Im Vergleich zu einem Dampfschiff scheint ein Fotoapparat vielleicht banal, doch hatte seine Erfindung mindestens genauso große Konsequenzen für die Nachwelt und trug in ähnlicher Art und Weise dazu bei, Raum und Zeit zu überwinden. Es entstand eine

Welt, die langsam begann, sich kollektive wie individuelle Bilder von Ereignissen und Situationen zu machen.

Schon bevor die Fotografie im Laufe des Jahrhunderts populär werden sollte, gab es immer wieder Versuche, gemalte Bilder wiederzugeben, sie sichtbar zu machen und zu vergrößern. Die *Laterna Magica* zum Beispiel vermochte es durch Ausnutzung optischer Gesetze ein transparentes, gemaltes Bild zu durchleuchten und auf eine Wand zu projizieren. Ihre Helligkeit und die Größe der Bilder begeisterten das Publikum so sehr, dass die „Zauberlaterne“ vor allem zu Beginn des 19. Jahrhunderts zum Massenmedium avancierte und es bald tragbare Apparate für den Heimgebrauch gab. Auch diese Bilder waren zunächst noch gemalt.

Im 19. Jahrhundert wurde die Malerei zunehmend realistisch und damit gegenwärtig, „was sich dagegen neu befriedigt, ist der Durst nach dieser Gegenwart und Wirklichkeit selbst, das Sichbegnügen mit dem, was da ist, die Zufriedenheit mit sich selbst, mit der Endlichkeit des Menschen und dem Endlichen, Partikulären, Porträtartigen überhaupt. Der Mensch will in seiner Gegenwart das Gegenwärtige selber, wenn auch mit Aufopferung der Schönheit und Idealität des Inhalts und der Erscheinung, in präsenter Lebendigkeit von der Kunst wiedergeschaffen als sein eigenes geistiges menschliches Werk vor sich sehen“⁴ schrieb Hegel in seiner Vorlesung über die Ästhetik in den 1820er Jahren. Die biedermeierliche Genremalerei ist Ausdruck dieses Bedürfnisses.

Zahlreiche parallele Entwicklungen in den unterschiedlichsten Bereichen, vor allem aber in der Chemie, führten schließlich zur „Erfindung“ der Fotografie. Wer das erste Foto machte, ist strittig, um 1825 dürfte es aber so weit gewesen sein: Der Augenblick konnte nun für immer festgehalten und reproduziert werden.⁵ „Man legt ein Blatt Papier in die Kamera, nimmt es nach wenigen Augenblicken heraus, betrachtet es und stellt keinerlei Eindruck fest, nicht einmal den schwächsten Ansatz eines Bildes. Dennoch ist das Bild in seiner ganzen Perfektion vorhanden, völlig unsichtbar (...). Wie ich zeigen werde, lässt man das Bild auf eine ganz einfache Weise wie durch Zauber in Erscheinung treten. Das ist wirklich die wundersamste Sache, die man erleben kann; das erste Mal war ich regelrecht verblüfft.“⁶

So begeisternd die neue Technik war, auch sie erreichte in den ersten Jahrzehnten nur langsam die Menschen, zum Beispiel durch Kaiserpanoramen, die um 1880 in Mode kamen. Der Besucher setzte sich auf einen Stuhl vor einen großen Holzzylinder. Durch Sehschlitze konnte er in das Innere des Zylinders gucken, der sich drehte. Nach und nach kamen die hintereinander aufgereihten Fotos ins Auge des Betrachters. In einer Zeit, in der das Reisen gerade entdeckt wurde – Dampfschiffe und Eisenbahn hatten bereits die räumlichen und zeitlichen Dimensionen verschoben, und Taschenuhren gehörten mittlerweile zum gängigen bürgerlichen Accessoire – galt die Faszination vor allem fremden Ländern und fernen Landschaften. Viele der Kaiserpanoramen griffen



Portraitfotografie einer jungen Frau mit ausladendem Kleid vor einer bemalten Kulisse. Fotografen fotografie vor 1900.

diese Bedürfnisse auf und entführten die Zuschauer in unbekannte Welten rund um den Globus.

Doch nicht nur die weite Welt wurde den Menschen vor Augen geführt, auch sie selber wurden zum Gegenstand der Fotografie. Portrait-Aufnahmen entstanden in mit Kulissen ausgestatteten Fotoateliers, vor künstlichen Landschaften oder in prachtvollen Räumen. Kulissen und Accessoires wie Matrosenanzug oder Porzellankopfpuppe drücken die damaligen Wunschvorstellungen und Wertigkeiten aus, vermitteln einen guten Eindruck von



Carte de Visite um 1900.

den Orientierungsmaßstäben ihrer Zeit und definieren gleichermaßen gängige Rollenzuschreibungen. Zu Anfang konnten es sich fast ausschließlich Adel und Bürgertum leisten, fotografiert zu werden. Fotos waren teuer und ein fotografiertes Portrait ein Statussymbol: „Unlängst habe ich mehrere dieser wundervollen Portraits gesehen. [...] Sie sind wie Stiche – nur derart zart und durchgeführt, wie kein Stecher es könnte –, und nun sehne ich mich danach, von jedem Wesen dieser Welt, das mir lieb ist, ein solches Andenken zu besitzen.“⁷

Durch die „carte de visite“, einem kleineren Bildformat, verbilligte sich die Fotografie, und der Atelierbesuch bei besonderen Anlässen bürgerte sich ein. Als die Fotos kleiner und preisgünstiger wurden, stieg die Nachfrage nach Steckalben, denn die Bilder wollten verwahrt werden. Oft reich verziert, mit Goldrand und teuren Schließmechanismen versehen, wurden sie zum Aufbewahrungsort der Fotografien. In den bürgerlichen Haushalten wurden die Alben ausgestellt und den Besuchern präsentiert. Neben Portraits der eigenen Familie fanden auch Fotos der Kaiserfamilie, von bekannten Persönlichkeiten oder angesagten Künstlern Eingang in diese Alben, die zum Statussymbol avancierten, familiären Zusammenhalt und Modernität gleichermaßen verkörpert. Die Geschichte der Fotografie ist eng verknüpft mit dem Aufstieg des Bürgertums, mit dem vorherrschenden Wunsch nach der „heilen Welt, der Familie“, nach dem Rückzug ins Private, wo man die sich wandelnde und in Teilen beängstigend erscheinende neue Zeit ausblenden konnte. Doch auch die Fotografie war Teil dieses Fortschritts und symbolisierte ihn, auch wenn die Motive der entstehenden Fotos diesen Zeitgeist häufig ausblendeten.

Die Vertrautheit der Bevölkerung mit der Fotografie wuchs langsam aber stetig. In Schaukästen bei den Fotografen konnten die Bilder auch von jenen angesehen werden, die sich eigene Fotos (noch nicht) leisten konnten. Auch bei Weltausstellungen und nationalen Gewerbe- und Industrieschauen – auch sie sind Ausdruck einer neuen Zeit – gab es bald eigene Fotoabtei-

lungen und die Fotografie wurde mehr und mehr zum Kunstwerk erhoben.

Mit der Einführung der fotografisch illustrierten Postkarte⁸ ab 1880 verbreitete sich das neue visuelle Medium rasant, um die Wende zum 20. Jahrhundert war die Bebilderung von Illustrierten gängig. Damit wurde das Foto zum Leitmedium. Spätestens jetzt wurde über Ereignisse in Bildern berichtet, welche die boomenden Zeitungen verbreiteten. „Die visuellen Medien [...]“ schreibt Gerhard Paul, „haben Weltbilder vermittelt, Sichtweisen geprägt und schließlich auch noch die Erinnerung bestimmt“⁹. Ab jetzt konnten sich die Menschen im wörtlichen Sinn „ein Bild machen“. Die Fotografien in den Zeitungen stifteten kollektive Identität, sie wurden zu Ikonen, welche Erinnerungen von Generationen prägten.

Knipsen

Als das 20. Jahrhundert anbrach, welches zum „Jahrhundert der Bilder“ werden sollte, besaßen nur wenige Privatleute eine eigene Kamera. Zunächst waren Anschaffung und Unterhalt, Kosten für Filme und Entwicklung noch hoch und die Fotografie blieb weiterhin vor allem Profis und Berufsfotografen vorbehalten. Technische Innovationen, die damit einhergehende Senkung der Kosten für die Anschaffung eines Fotoapparates und die Entwicklung der Fotos ermöglichten bald die massenhafte Verbreitung des Fotoapparates. Mit der neuen Technik und billigeren Handkameras wurde der Privatmann zum „Amateur“-Fotografen. Erst jetzt war es möglich, personale, familiäre und kollekti-

ve Erinnerungen detailliert und situationsbezogen festzuhalten, ohne dass man auf einen Fotografen und ein Fotostudio angewiesen war. Vor allem auf Reisen wurde der Fotoapparat nun zum Begleiter von „Jedermann“ und hielt erinnerungswürdige Situationen, neue Landschaften oder unbekannte Architektur fest.

Die „Knipser“ waren meist männlich, da sie den gesellschaftlichen Vorstellungen nach technisch versierter waren: „Die innerfamiliäre Arbeitsteilung beim fotografieren [sic!] sah in der Regel so aus: der Vater als gestaltendes Subjekt hinter der Kamera, Mutter und Kinder als seine Objekte davor. In seiner Funktion als ‚Oberhaupt‘ und Technikexperte der Familie bestimmte der Mann also weitgehend das Bild der Familie, während er auf den Bildern selbst oft abwesend ist.“¹⁰

Mit den Praktiken des Fotografierens änderten sich auch die Motive. Das inszenierte, statische Fotografenportrait wurde durch das im Vergleich spontane und bewegte Knipserbild abgelöst. Jetzt dominierten Fotos von aus dem Alltag herausgehobenen Festen und Feiern, lebenslaufprägende Termine und vor allem Urlaube die Alben. Doch so spontan die Knipser-Bilder im Vergleich auch erscheinen, auch sie spiegeln niemals die Realität wider, auch sie sind subjektive Zeugnisse, die einer kritischen Reflexion bedürfen, schon deswegen, da sie lediglich einen örtlichen wie zeitlichen Ausschnitt von Wirklichkeit präsentieren. So verweisen Fotografien auch immer unmittelbar auf den Fotografen und zeigen eben nicht die Realität, so wie sie wirklich war, sondern

den Ausschnitt, wie er wahrgenommen wurde oder transportiert werden sollte.

Auswählen, ordnen, strukturieren

Fotos wurden in Alben verwahrt. Bereits in seiner materiellen Beschaffenheit und Optik ist das Album Repräsentant seiner Zeit und transportiert gleichzeitig Informationen über seinen Autor und Gestalter. Der Einband wurde bewusst oder unbewusst gewählt, ist von hochwertiger Qualität und „adelt“ die Fotografien oder fungiert als einfacher Aufbewahrungsort. Fotoalben sind oft Massenprodukte – in Leder oder Plastik gebunden, mit Stoff überzogen. Durch Aufkleber und Beschriftungen werden sie individualisiert. Der Grad ihrer Abnutzung, kleine und große Gebrauchsspuren, verweisen auf den Umgang mit dem Album und die Nutzungs- und Verwahrungspraktiken.

An die Stelle der bürgerlichen Steckalben des 19. Jahrhunderts traten bald Alben, die dem Besitzer viel mehr Raum zur eigenen Ausgestaltung ließen. Dank Fotoecken konnte man Fotos nun nebeneinander oder übereinander platzieren, sie beschriften, mit Jahreszahlen oder den Namen der abgebildeten Personen versehen oder auch andere, eigentlich banale Dinge wie Eintrittskarten, getrocknete Blümchen oder die Haarsträhne der Liebsten hinzufügen. Die Texte unter den Bildern kommunizieren besondere Botschaften, sie verweisen auf Jahreszahlen, nennen Namen und personalisieren die abgebildeten Personen. Bestimmte Ereignisse werden explizit betitelt und verortet, andere bleiben anonym und unkommen-

tiert. Alben werden gestaltet und inszeniert, eine eigene Reihenfolge der Bilder, eine subjektive Systematik festgelegt, das visuell Festgehaltene dadurch kontextualisiert und interpretiert. „Im Grunde [...]“, so schreibt der Volkskundler Konrad Köstlin, „sind wir zu Historikern unserer selbst geworden. Wir selbst produzieren die Quellen zur Geschichte unseres Lebens“.¹¹ Über die Zusammenstellung der Fotoalben, die Auswahl der Bilder, die Beschriftung und Anordnung deuten wir selbst unser Leben. Wir interpretieren das Erlebte, geben unserer Biographie eine von uns gewählte Struktur und haben dabei – bewusst oder unbewusst – auch unsere Nachfahren oder diejenigen im Kopf, die das Album einmal ansehen werden. Das Fotoalbum dient so auch der Rechtfertigung für ein „gut“ gelebtes Leben, für eine sinnvoll genutzte Zeit. Das Album „wird zum Dokument des eigenen Werdegangs“.¹²

Abgebildet wird in aller Regel das Schöne: „Und es ist ja einfach Tatsache, sie kleben nie in ein Fotoalbum die Regenperioden, die wir natürlich auf unseren Touren auch miterlebt haben. Da macht man eben kein Foto. [...] Na ja, bei Regen da sieht der Mensch etwas verändert aus. Die Haare, die liegen anders da und man neigt nicht zum Lächeln, Lachen und dergleichen. Man will ja wirklich im Fotoalbum wirklich das Schöne von Urlaubszeiten insbesondere dargestellt haben“¹³ erzählt ein Interviewpartner. Krisen, Unglücke oder Notzeiten werden fast durchgängig ausgeblendet. Offenbar sollen sie zumindest visuell aus dem Gedächtnis gelöscht werden.

Für ihre Besitzer sind Fotoalben vor allem Träger personaler und familiärer Erinnerungskultur, von Alltagsgeschichten und -geschichte. „Unter dem Druck der ungewissen Zukunft produziert das Subjekt Erinnerungen in einer Form, die sicherstellt, dass späterhin, wenn reale Lebensgeschichte fortgeschritten ist, Erinnerungen wieder mächtig werden können.“¹⁴

„Weißt du noch?“ – Narrationen

Durch Fotoalben werden Geschichten erzählt. Sie sind visuelle Impulse für vielfältige Narrationen, da sie ganz direkt die Bilder in unseren Köpfen von Ereignissen prägen, Erinnerungen speichern und zum Erzählen motivieren: „Die Fotografie stößt die Erzählung an, ruft Erinnerungen wach und fordert zur Erläuterung auf.“¹⁵ „Jeder Satz fängt mit: ‚Weißt du noch ...‘ an“¹⁶, erinnert sich ein Interviewpartner an das Ritual des gemeinsamen Ansehens eines Fotoalbums.

Je näher wir am Bild und damit am Geschehen beteiligt sind, desto einfacher gelingt dies. Wenn wir selbst Teil des Fotos sind, die Personen, Orte oder Dinge auf dem Bild kennen, einen subjektiven Bezug zu ihnen haben, dann lösen Bilder Erzählimpulse aus. Sehr häufig spannen sich die Geschichten um die Personen, die auf dem Foto zu sehen sind. Dabei wird der direkte Kontext, in dem das Bild entstanden ist, aufgegriffen, die (Lebens-)Geschichte der Fotografierten dann häufig weitererzählt und in die Gegenwart gezogen: „O.k., das ist jetzt der Nachbar zu Hause, der wohnt da immer noch. Der ist so mein Jahrgang,



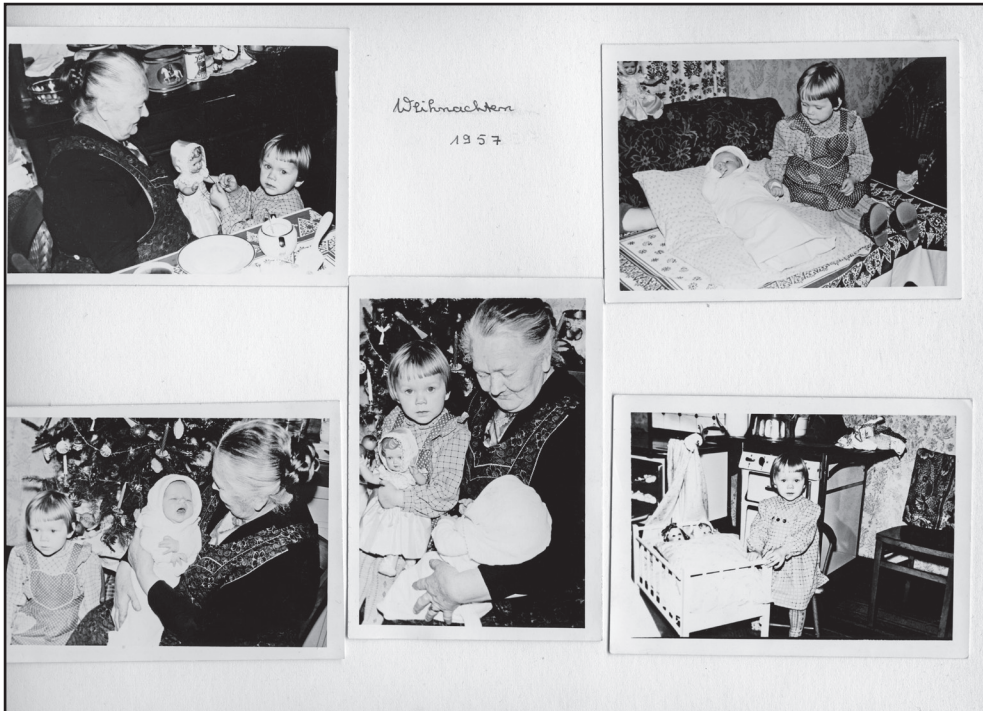
Nur selten kann man sich erinnern, wie das Foto genau entstand.

einen Monat jünger glaub ich, der Herman, der wohnt immer noch, das ist sein Elternhaus, der wohnt da immer noch. Wir haben in der Sandkiste gespielt. Wie der da aussieht, witzig. Na gut, ich kenn den jetzt ja nur noch als, ja sieht schon vorgealtert aus, grau und bärtig.“¹⁷ oder „Ja, das ist eine Nichte von meiner Tante Frida, also von der Seite ihres Mannes [...]. Die ist am 3. Mai [2014] 60 geworden. (lacht).“¹⁸

Nur vereinzelt kann man sich an die direkte Situation erinnern, in der das Foto entstand, besonders dann, wenn die Situation des Fotografierens mit einem besonderen Geschehnis verbunden ist: „Da kann

ich mich noch gut dran erinnern. Ja, weil ich hatte auf der Lauer gelegen, da kommt sie, da kommt sie und sie musste da nur lachen und sagte: [...] steck das Ding weg (lacht). Weil sie sich auch erwischt fühlte, weil die Haare standen ihr zu Berge. Und das Kämmen hatte dann auch nichts mehr genützt. Das muss irgendwie im Herbst gewesen sein, nach dem, was ich hier sehe.“¹⁹

Meist können wir Geschichten erzählen, die an das Bild anknüpfen, aber auf dem Foto vielleicht gar nicht zu sehen sind. Sehr häufig scheint das Foto lediglich auslösendes Moment für Narration zu



Krisen und außergewöhnliche Ereignisse werden zwar selten fotografiert, bestimmen aber häufig die Narration, wie hier bei der Erzählung über die eingedrückten Puppenaugen.

sein: „Und im Schnee, ja, das ist der Hund. Die hießen immer Bobby. Meine Oma hatte zwei Hunde hintereinander, und das war der erste Bobby. Der hatte kurze, das war so'n Kurzhaardackel, der andere hatte Löckchen (lacht). Da weiß ich auch noch Geschichten, der kam mit der Post oder mit der Bahn, mit der Bahnpost wurde der verschickt, [...] in so 'ner Kiste saß der und war total verschwitzt der arme Hund. (lacht). Und der Posthalter hatte für seine Tochter auch einen bestellt und dann sa-

ßen die da so drin. Und eh, ich weiß noch den Züchternamen: Der Bürschel von der Steinbrede, und meine Oma war ganz stolz“ erzählt eine Interviewpartnerin.

Auch wenn Krisen und Alltagskatastrophen im Album visuell kaum festgehalten werden, so spielen sie in der Narration, wenn das Album angesehen wird, eine wichtige Rolle: „Ah, hier ist ein Frühbeet, das krieg ich heut noch aufs Butterbrot geschmiert: Ich bin doch da drüber gelaufen über das Glas, ne. Mein Vater schwitzt

heute noch Blut und Wasser wenn der das erzählt (lacht), dass sein kostbares Kind da drüber gestappt ist und er hat da nur gestanden: Sprich die jetzt nicht an. Einfach weitergehen. Und dann hat er mich geschnappt und von diesem Ding da runter geholt. Also der kriegt da heute noch ne Krise (lacht laut). Ja.“²⁰ erzählt eine Interviewpartnerin und erinnert sich bei einem anderen Bild: „Ja, das ist 'ne Schildkrötpuppe“ erinnert sich eine Interviewpartnerin, als sie ihr erstes Fotoalbum ansieht und lacht. „Und ich hüte sie wie meinen Augapfel. Die sitzt immer noch in irgendeinem Zimmer auf dem Bett. Die hatte ich dann bekommen mit diesem Bett, und die andere Puppe hatte 'ne Mama-Stimme. Die musste man also immer so schützen damit die dann „Mama“ sagt. Die hat aber meine Schwester irgendwann dann operiert, die Mama-Stimme rausgenommen.“²¹ Auch Erkrankungen, der „viel zu frühe Tod“ eines Menschen, Scheidungen oder andere Schicksale werden oft narrativ thematisiert, aber nicht visuell dargestellt.

Das Erzählen der Geschichten zu den Fotos stiftet kollektive Identitäten und stärkt Gemeinschaft. Da die Alben vor allem im Kreis der Familie angesehen und dann auch weitergegeben werden, entsteht so ein innerfamiliäres, Generationen übergreifendes Gedächtnis, welches über die Visualität der Fotos jederzeit abgerufen werden kann. Vor allem in Krisensituationen wird darauf zurückgegriffen. So erzählte eine Interviewpartnerin, dass sie nach der Beerdigung ihres Großvaters gemeinsam mit engen Familienangehörigen

die alten Alben herausgesucht und durchgeblättert hätten. Ein Anderer erinnert sich und antwortet auf die Frage, wann Fotoalben in seiner Familie angesehen werden: „Insbesondere in Krankheitsfällen. Dann haben die Kinder immer im Bett die Fotoalben als Unterhaltung gehabt. Die haben natürlich auch ihre Bücher gelesen und so, aber das war dann auch immer die Alternative und die Erinnerung: Ach die schöne Urlaubsreise und dergleichen.“ Offenbar dienen die Erinnerungen an die im Fotoalbum inszenierten schönen Seiten des Lebens als Kompensation für negative Erlebnisse und werden besonders in schwierigen Lebenssituationen – eben zum Beispiel in Krankheitsfällen – benötigt, um sich einer „heilen Welt“ zu versichern.

Erzählen Sie uns ihre Foto-Geschichte(n)

Mit dem Einzug der digitalen Fotografie in das Alltagsleben der Menschen haben sich die Praktiken des Fotografierens und des Aufbewahrens fundamental gewandelt. Statt Fotoalben werden nun virtuelle Ordner geführt und nur besondere Ereignisse und Erlebnisse in Fotobüchern haptisch erlebbar gemacht.

Grund genug, sich mit den Fotoalben zu beschäftigen. Mit der geplanten Studie soll das Jahrhundert der (analogen) Fotografie in den Mittelpunkt gerückt werden und gefragt werden, wie Erinnerung im Fotoalbum arrangiert wird und welche Bedeutungen Konstruktion und Rezeption im familiären Kontext haben.



Für die Studie benötigen wir Ihre Hilfe:
Können Sie sich noch erinnern an:

- Ihren ersten Fotoapparat?
- Das Fotografieren? Was haben Sie fotografiert? Wohin wurde der Fotoapparat mitgenommen?
- Das Einkleben und Anordnen der Fotos im Album?
- Das Ansehen der Alben – alleine oder in Gesellschaft?
- Geschichten zu den Bildern im Album?

Wir freuen uns über ihre Fotogeschichten und kommen für ein Interview und gemeinsames Blättern in Ihren Alben gerne zu Ihnen. Allen, die sich schon an unserem Projekt beteiligt haben, danken wir sehr herzlich. Es ist ein großer Vertrauensbeweis, dass Sie uns ihre Alben für die Digitalisierung geliehen haben und uns ihre Geschichte(n) erzählt haben!

Anmerkungen

- 1 Gay-Lussac, Louis Joseph 1838, zit. nach Jäger, Jens: Fotografie und Geschichte, Frankfurt/Main 2009, S. 47f.
- 2 Osterhammel, Jürgen: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, Bonn 2010, hier S. 1023.
- 3 Vgl. Osterhammel, Jürgen: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, Bonn 2010, hier S. 928.
- 4 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Vorlesung über die Ästhetik, II, Werkausgabe Bd., 14 S. 196, zit. nach: Busch, Bernd: Belichtete Welt. Eine Wahrnehmungsgeschichte der Fotografie, Frankfurt/Main 1997, S. 128.
- 5 Zur Geschichte der Fotografie vgl. etwa Busch, Bernd: Belichtete Welt. Eine Wahrnehmungsgeschichte der Fotografie, Frankfurt/Main 1997.
- 6 Talbot, William Henry Fox: The Pencil of nature, 1844–1846, zit. nach: Busch, Bernd: Belichtete Welt. Eine Wahrnehmungsgeschichte der Fotografie, Frankfurt/Main 1997, S. 263.
- 7 Aus einem Brief von Elizabeth Barrett, 1843. Zit. nach: Breuss, Susanne: Erinnerung und schöner Schein. Familiäre Fotokultur im 19. und 20. Jahrhundert. In: Beitzl, Matthias/Plöckinger, Veronika (Hrsg.); familienFotofamilie. Begleitbuch zur Jahresausstellung 2000 im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee vom 16. April bis 5. November 2000, Wien 2000, S. 27–63, hier S. 28f.
- 8 Vgl. Willoughby, Martin: Die Geschichte der Postkarte. Ein illustrierter Bericht von der Jahrhundertwende bis in die Gegenwart, Erlangen 1993.
- 9 Vgl. Paul, Gerhard: Das Jahrhundert der Bilder. Die visuelle Geschichte und der Bildkanon des kulturellen Gedächtnisses. In: Derslb. (Hrsg.); Das Jahrhundert der Bilder. Band II: 1949 bis heute, Bonn 2008, S. 14–39, hier S. 14.
- 10 Breuss, Susanne: Erinnerung und schöner Schein. Familiäre Fotokultur im 19. und 20. Jahrhundert. In: Beitzl, Matthias/Plöckinger, Veronika (Hrsg.); familienFotofamilie. Begleitbuch zur Jahresausstellung 2000 im Ethnographischen Museum Schloß Kittsee vom 16. April bis 5. November 2000, Wien 2000, S. 27–63, hier S. 38.
- 11 Köstlin, Konrad: Photographierte Erinnerung? Bemerkungen zur Erinnerung im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. In: Brunold-Bigler, Ursula/Bausinger, Hermann (Hrsg.); Hören Sagen Lesen Lernen: Bausteine zu einer Geschichte der kommunikativen Kultur. Festschrift für Rudolf Schenda zum 65. Geburtstag, Berlin u.a. 1995, S. 395–410, hier S. 399.
- 12 Hugger, Paul: Die Bedeutung der Photographie. In: Bönisch-Brednich (Hrsg.); Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989 (Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen 5/ Schriftenreihe der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e.V. 6), Göttingen 1991, S. 235–242, hier S. 241.
- 13 Interview Januar 2014. Die Namen in den Interviews wurden durchgehend anonymisiert.
- 14 Steen, Jürgen: Fotoalbum und Lebensgeschichte. In: Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie, Jg.3/1983, Heft 10, S. 55–67, hier S. 60.
- 15 Heimerdinger, Timo: Das Fotoalbum der Familie von Hagen. Eine quellenkritische Einführung. In: Andreas Martin (Hrsg.); Digitale Bilderwelten. Zur elektronischen Erschließung von Bildsammlungen. (Volkskunde in Sachsen 8), Dresden 2003, S. 199–218.
- 16 Interview März 2013.
- 17 Interview Mai 2014.
- 18 Interview Mai 2014.
- 19 Interview Mai 2014.
- 20 Interview Mai 2014.
- 21 Interview Mai 2014.

Regionale Sprachkompetenz bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Werne

Ergebnisse einer Befragung (2013)

von Sophie Mürmann

Die Autorin des folgenden Beitrags war 2013 während eines Praktikums in der ILR-Sprachabteilung an einem Projekt zur Sprache in Werne beteiligt. Die Erhebung des Materials vor Ort lag in ihren Händen. Im Folgenden präsentiert sie die Ergebnisse für vier der Fragen. (Die Redaktion)

Erhebung und Zahlen

Im September 2013 hat das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte eine sprachliche Erhebung im südmünsterländischen Werne durchgeführt. Dabei wurden Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 16–24 Jahren zu ihrer regionalen Umgangssprache befragt. Ziel war es festzustellen, ob und inwiefern junge WernerInnen noch über eine regionale Sprachkompetenz verfügen. Die Gruppe der Befragten bestand aus 79 Personen, die allesamt aus Werne oder aus unmittelbar an die Stadt angrenzenden Städten oder Gemeinden stammten. Die Befragung bestand aus zwei Teilen. Im ersten wurde ein Fragebogen eingesetzt, auf dem die Gewährspersonen bestimmte Konzepte oder Tätigkeiten (17) in ihrer Alltagssprache benennen sollten. Es wurde zum Beispiel gefragt, wie sie ein ‚Butterbrot‘

oder ein ‚Bonbon‘ umgangssprachlich bezeichnen. Im zweiten Teil lag den Teilnehmenden ein Antwortbogen vor: Mündlich wurden 29 Regionalismen vorgegeben, deren Bedeutung von den Befragten auf dem Bogen anzugeben war. Zudem sollten die Gewährsleute hier ankreuzen, ob sie das Wort selbst verwenden oder nicht. Gefragt wurde u. a. nach der Bedeutung und der eigenen Verwendung folgender vier Lexemen:

baseln ‚unkoordiniert laufen‘ oder
‚unüberlegt handeln‘

braken ‚schnell fahren‘

Jaust ‚(frecher) Junge‘

Knifte ‚Butterbrot‘

Ergebnisse (Kenntnis der Wortbedeutung – eigene Verwendung)

baseln 44 (56%) – 20 (25%)

braken 40 (51%) – 15 (19%)

Jaust 53 (67%) – 32 (41%)

Knifte 39 (49%) – 16 (20%)

Zur Wortgeschichte

Das Verb *baseln* hat ein breites Bedeutungsspektrum. Im „Westfälischen Wörterbuch“ sind u. a. die Bedeutungen ‚unbedacht, ohne Überlegung, gedankenlos handeln‘ (1.a), ‚kopflös hin- und herlaufen,

verwirrt herumrennen' *dat Wicht harr't woll nich richtig mähr in'n Kopp, se is de gantse Nacht in'n Busk herümbaselt* (3.a) sowie ‚unachtsam gehen, so daß man etwas zertritt‘ (3.b.) zu finden (WWB, Band I, Lief. 5, Sp. 509). Auch die Definition von *baseln* im „Dortmunder Wörterbuch“ bringt diese zwei primären Bedeutungskomponenten von ‚ungeschicktem gedankenlosen Handeln‘ auf der einen und ‚tollpatschigen Bewegungen‘ auf der anderen Seite zum Ausdruck: ‚unsinnig, ohne ruhige Überlegung gehen oder handeln‘ (Schleef 1967, S. 21). Ein weiterer vergleichbarer Beleg findet sich im „Wörterbuch der Soester Börde“; dort wird *baseln* als ‚sich schnell und unvorsichtig bewegen, unbedacht laufen oder handeln‘ (Blesken/Schmoeckel 1952, S. 11) definiert. Außerdem kennt man *baseln* im ostwestfälischen Paderborn (s. Telgenbüscher 1997, S. 84: ‚sich unkoordiniert bewegen, herumtollen‘) sowie im Sauerland (s. Martin 2006, S. 17: ‚sich ungeschickt anstellen, herumstolpern‘).

Das Verb *verbaseln* hat darüber hinaus u.a. die Bedeutung ‚versäumen‘ (WWB, Band I, Lief. 5, Sp. 510). Außerdem bezeichnet das Nomen *Basel* einen ‚Tollpatsch‘ (ebenda). Analog dazu wird das Adjektiv *baselig* oder *baselich* (Weischer 1993, S. 140) verwendet, um jemanden als ‚ungeschickt‘ oder ‚vergeßlich‘ oder als ‚sich unvorsichtig bewegend‘ (Blesken/Schmoeckel 1952, Sp. 11) zu beschreiben.

Die oben genannten Nachweise beziehen sich allesamt auf den westfälischen Raum, allerdings scheint das Wort weiter verbreitet zu sein. So taucht *baseln* mit ähnlicher Bedeutung auch im „Rheini-

schen Wörterbuch“ auf: ‚verwirrt, verstört aufgeregt vor Angst oder Einschüchterung sein u. in diesem Zustand ungeduldig hin- u. herlaufen‘ (RhWB, Band I, Sp. 490). In der heutigen Umgangssprache im Rheinland ist noch das Adjektiv *baselich*, *baselich* zu hören, dieses wird allerdings – wie Honnen (2012, S. 45) beschreibt – nur noch in der Bedeutung ‚schusselig‘, ‚zerstreut‘ verwendet: *Der is heut wieder so baselig, der kricht alles kaputt*. Doch dies ist nicht alles: *Base(l)n* findet man darüber hinaus auch im „Niedersächsischen Wörterbuch“ (Jungandreas 1953, S. 676f.) in der Bedeutung ‚töricht, gedankenlos sein oder handeln‘. Im „Hamburgischen Wörterbuch“ (Meier/Scheel 1985, S. 218) ist nur die Variante *basen* zu finden für ‚gedankenlos gehen (sein)‘, im „Preußischen Wörterbuch“ (Goltz 2005, S. 564) wird *baseln* als ‚langsam, gedankenlos gehen; ziellos umherschlendern‘ definiert. Das in der Werner Umgangssprache zu hörende *baseln* scheint also eine niederdeutsche Wurzel zu haben, worauf auch folgender Eintrag für *baseln* (mit der Variante *basen*) im „Mittelniederdeutschen Wörterbuch“ schließen lässt: ‚unsinnig, kopflos handeln‘ (Lübben/Schiller 1875, S. 156).

Für *braken* werden im „Westfälischen Wörterbuch“ (WWB, Band I, Lief. 9, Sp. 1112) u.a. die Bedeutungen ‚lärmen, poltern‘ (a) sowie ‚ungestüm laufen; ungestüm fahren‘ (b) angegeben. Die Aufforderung *Brak nich so hatt!* meint demnach ‚Fahre nicht so schnell‘ (ebenda). Weitere Wörterbuchbelege für *braken* im Sinne von ‚schnell fahren‘ finden sich nicht, allerdings in der verwandten Bedeutung

auch Beule
blöken, laut rufen, brüllen
Blubberwasser, Sprudel, Mineralwasser
Bock, übern Bock ziehen, jemanden reinlegen
Bohnenkaffee, auch **Böhnchen**, im Gegensatz zum „Muckefuck“ der Nachkriegszeit ein Kaffee aus „richtigen“ Bohnen (Den gab es aber nur sonntags oder wenn während der Woche überraschend Besuch kam; der Bohnenkaffee wurde dann in der Guten Stube getrunken.) *Bei Tante Matta, da krisse sonntachs immer son lecka Böhnchen.*
bölken, schreien, brüllen
Böllemann, 1. Schreckgespenst für kleine Kinder, *Wennze nich aatisch biss, dann komptich abba der Böllemann!* 2. Nasendreck
Bollen, *ndd*, 1. Schenkel von Tier und Mensch, Bein, 2. Gesäß, *Kinder, die nich wollen, kriegn wat auffe Bollen.*
Bollerwagen, Handwagen mit vier eisenbeschlagenen Holzrädern, bewährtes Transportmittel der Nachkriegszeit
Böllerrwasser, Sprudel aller Art mit viel Kohlensäure, *Nee, vondat*

endlich etwas verstehen, ein Rätsel lösen
Bömmel, Wollkugel an Mütze oder Tischdecken und Möbelbezügen
Boms, Bömsken, *ndd*, Bonbon
bor!, lauter, langgedehnter Ausruf des jähen Erstaunens, *Bor! Wat-tismichdatten Kawenzmann!* Wenn an das **bor!** ein **ej!** angehängt wird, weist das den Sprecher als zugezogenen knochenharten Ruhrgebietler und neuerdings auch als Manta-Fahrer aus.
Borree, Lauch, aus dem Französischen: *poireau*
Bottich, auffen Bottich müssen, auf die Toilette müssen
Brackmann, großer Gegenstand, Stein, Ötte, *holmichman Brackmann fürden ollen Wannerupp kaputthaun.*
braken, *ndd*, etwas unmotiviert hin und her laufen, aber auch schnell laufen, *Ker, gäzz höm-michdomma auf mittat Braken inne Bude, da wirsse ja ganz tüddelich von.*
bräsig, *ndd*, ungehalten, ärgerlich
Brassel, *ndd*, Unglück, viel zu tun, *Watter Affons is, der hatten ganz schön Brassel mittie vieln Blagen.*

Aus Heinz Weischer: *Noch'n Pilsken, Gerd!*
 (S. 142, oberer Teil).

„schnell laufen“: Beispielsweise definiert Weischer (1993, S. 142) *braken* mit ‚etwas unmotiviert hin und her laufen, aber auch schnell laufen‘. Im „Westmünsterländi-

schen Wörterbuch“ (Piraiinen/Elling 1992, S. 175) ist *braken* – mit doppeltem *a* (*braaken*) – in der Bedeutung ‚loslegen, wüst arbeiten; ungestüm laufen‘ zu finden. Belege

für *braken* können nicht über den westfälischen Raum hinaus geliefert werden. Im Westfälischen selbst scheint das Wort vor allem im Münsterland und in seinen Randzonen vorzukommen.

Das regionalsprachliche *Jaust* bezeichnet im nahe Werne gelegenen Hamm einen ‚Lausbub‘ (Weischer 1993, S. 160), für die Dortmunder Umgangssprache (Fellsches/Gronemann 2008, S. 81) wird die Bedeutung ‚Bengel‘ angegeben: *In meine Klasse warn schrecklicher Jaust*. Spricks (2009, S. 66) Definition macht *Jaust* nicht nur für freche Jungen geltend, sondern auch für Mädchen oder Kinder im Allgemeinen. Dies ist aber eher die Ausnahme: So definiert Boschmann (2006, S. 30), der im Übrigen nur den Plural *Jeuster* nennt, das Wort in seinem „Lexikon der Ruhrgebietssprache“ als ‚Bengel; besonders für freche Jungen, bei denen man jederzeit aufpassen muss, dass sie keinen Unfug treiben‘. Martin (2006, S. 61) führt für das Sauerland die Bedeutungen ‚Junge; aber auch Sohn oder Bengel‘ an. Im Wörterbuch der Soester Börde taucht *Jaust* in der Schreibweise *Jäost* auf, auch hier ist aber mit ‚Junge, Bengel, Flegel‘ eine vergleichbare Bedeutungsdimension zu erkennen (Blesken/Schmoeckel 1952, Sp. 122): *dat sind joiste!* (in tadelndem Sinne).

Letzteres Wörterbuch liefert auch eine Erklärung zur Herkunft von *Jaust*: Demnach geht das Wort möglicherweise auf den Eigennamen *Jodocus* zurück. Dieser wurde zunächst mit ‚Jost, Jobst‘ abgekürzt, woraus sich im Folgenden eine allgemeine Bezeichnung für ‚Junge, Bengel, Flegel‘ entwickelt habe. Jedoch ist dies

lediglich *eine* Erklärung, weitere Nachweise ließen sich in den untersuchten Wörterbüchern nicht ausmachen.

Außerdem wurde nach dem Wort *Knifte* gefragt. Dieses scheint in Westfalen sehr verbreitet zu sein und liefert hinsichtlich seiner Bedeutung recht ähnliche Belege. So wird die Bedeutung bei Weischer für Hamm-Heessen (1993, S. 166) und Martin für das Sauerland (2006, S. 71) mit ‚Butterbrot‘ angegeben, wobei die Orthographie variiert. Mal wird *Knifte* mit einem, mal mit zwei *f* geschrieben oder aber mit *ie* statt einfachem *i* (wie im Dortmunder Wortschätzchen: Fellsches/Gronemann 2008, S. 96): ‚geschmiertes Butterbrot‘; während anderswo im Ruhrgebiet eher „Kniffte“ gesagt wird, lautet das Wort im Dortmunder Westfalensound „Kniefte“. Sprick konstatiert für das Ruhrgebiet (2009, S. 78): ‚Butterbrot, [...], speziell: in der Mitte zusammengeklappte belegte Brotscheibe, die aus der Hand gegessen wird‘. Die Bedeutungsangaben im „Westmünsterländischen Wörterbuch“ passen dazu: ‚Stück Brot, Butterbrot, dicke Schnitte Brot‘ (Pirainen/Elling 1992, S. 491). Auch in Ostwestfalen kennt man die Bezeichnung *Knifte* für ‚Butterschnitte‘ (Telgenbüscher, S. 101).

Was die Verbreitung von *Knifte* angeht, sind im „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen“ (Eichhoff 2000, Karte 4–20) Belege für Duisburg, Marl, Bochum und Iserlohn zu finden. Jedoch ist das Wort wohl auch im Rheinland bekannt, wie folgender Eintrag im „Rheinischen Wörterbuch“ (RhWB, Band IV, Sp. 945) zeigt: ‚derbes Butterbrot [...]; Anschnitt oder

Endstück eines Brotes mit der Kruste'. Während das Vorkommen von *Knifte* dort nur im nördlichen Bergischen Land und im Ruhrgebiet, vereinzelt auch im südlichen Rheinland nachgewiesen ist, weist Honnen (2012, S. 118) darauf hin, dass das Wort im Regiolekt mittlerweile weiter im Rheinland verbreitet ist. Der Satz *Man, wat hasse mir denn da vonne dicke Knifte gemacht* (ebenda) ist also durchaus im Rheinland zu hören. Die Herkunft des Wortes ist indes ungeklärt.

Analyse des Werner Ergebnisses

Die Erhebung in Werne ergab für alle vier Regionalismen, dass sie im passiven Wortschatz (Kenntnis) der jungen Leute stärker sind als im aktiven (eigene Verwendung): *baseln* (56%), *braken* (51%) und *Knifte* (49%) waren jeweils ungefähr der Hälfte der Gewährspersonen mit ihren Bedeutungen bekannt, während die Werte für den aktiven Wortschatz deutlich darunterlagen (*baseln*: 25%; *braken*: 19%; *Knifte*: 20%). Der Bekanntheitsgrad von *Jaust* ist etwas höher: 67% der Gewährsleute konnten die Bedeutung des Wortes angeben; immerhin 41% der Gewährspersonen rechneten das Wort der eigenen Alltagssprache zu. Die Tendenz, dass die Werte für die aktive Sprachkompetenz deutlich niedriger als bei der passiven Kompetenz liegen, lässt sich somit auch für *Jaust* bestätigen.

Die Ergebnisse für *Jaust*, dem größtenteils die Bedeutung ‚frecher Junge‘ zugeschrieben wird, legen außerdem die Vermutung nahe, dass das Wort zunehmend mit einer negativen Konnotation verwendet wird. So tauchten unter den

Bedeutungsangaben ‚Spast‘, ‚Idiot‘, ‚Voll-idiot‘ und ‚Dummkopf‘ auf. Allerdings wird – wie ich es selbst unter Schulkameraden mitbekommen habe – *Jaust* inzwischen manchmal als Anredeform unter männlichen Jugendlichen und jungen Erwachsenen gebraucht, was die Kommentare zweier Gewährspersonen bestätigen.

Für *baseln* zeigen die Ergebnisse, dass dieses Verb in Werne in seinen beiden Bedeutungskomponenten ‚unkoordiniert laufen‘ sowie ‚unüberlegt handeln‘ bekannt ist. Außerdem ist der Gebrauch mit dem Präfix *ver-* durchaus geläufig: Drei der befragten WernerInnen gaben im Kommentar *verbaseln* für ‚vergessen‘ an. Als Beispiel wurde genannt: *die Hausaufgaben verbaseln*. Auch wurden *baselig* (*du bist baselig*) und *Basel* für ‚Tollpatsch‘ im Kommentar angeführt.

Bei dem Verb *braken* war es interessant festzustellen, dass es bei den befragten WernerInnen ausschließlich in der Bedeutung ‚schnell (und ungestüm) fahren, rasen‘ bekannt ist und dabei besonders schnelles Autofahren bezeichnet. Die Bedeutung ‚schnell, ungestüm laufen‘ wurde indes kein Mal angegeben.

Knifte ist das einzige der hier beschriebenen vier Werner Regionalwörter, das in beiden Teilen der Erhebung berücksichtigt wurde. Der Vergleich zeigt, dass *Knifte* unter Werner Jugendlichen und jungen Erwachsenen vielfach nicht die bevorzugte Bezeichnung für das ‚Butterbrot‘ darstellt: Im ersten Teil nannten 48% (38) *Brot*, 28% (22) *Butterbrot*, 22% (17) *Schnitte* und 15% (12) *Stulle*, als sie gefragt wurden, wie sie ein ‚Butterbrot‘ üblicherweise in ihrer

Alltagssprache bezeichnen. Lediglich 9% (7) der Befragten fiel spontan *Knifte* ein, obwohl es nach den Angaben im zweiten Teil mit 20% (16) etwa doppelt so viele der Gewährspersonen aktiv gebrauchen. Im Teil 2 wurden neben der Bedeutung ‚Butterbrot‘ für *Knifte* darüber hinaus ‚erste Scheibe des Brotes‘ und ‚Endstück des Brotes‘ bzw. ‚letztes Brotstück‘ genannt.

Die Ergebnisse der ILR-Erhebung in Werne für *Knifte* lassen sich mit einer Erhebung dieses Instituts aus dem Jahre 2009 in Essen vergleichen, in der u. a. 16- bis 25-Jährige zu ihrem Regiolekt befragt wurden. Die Essener Ergebnisse decken sich in etwa mit den Resultaten im westfälischen Werne: In Essen nannten fünf von 40 Befragten (12,5%) das Wort *Knifte*, als sie nach möglichen Bezeichnungen für das ‚Butterbrot‘ gefragt wurden (s. Cornelissen 2010, S. 20).

Zudem zeigen die Kommentare der Werner Gewährspersonen, dass die abgefragten Regionalismen – vor allem wenn sie nicht selbst verwendet werden – vielfach schon mit der Sprache der Eltern bzw. Großeltern in Verbindung gebracht werden. Das deutet neben der Differenz zwischen den Resultaten für den aktiven und passiven Wortschatz ebenfalls darauf hin, dass eine regionalsprachliche Färbung der Sprache von jungen Leuten in Werne immer mehr verloren geht.

Schlussfolgerungen

Die Analyseergebnisse für die vier dargestellten Wörter lassen bei den Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Werne zwei verschiedene Sprecherprofile erken-

nen, die sich durch eine unterschiedlich stark ausgeprägte regionalsprachliche Sprachkompetenz unterscheiden. Unter den insgesamt 79 befragten 16–24-Jährigen gab es neun Gewährspersonen, die nicht nur die Bedeutung aller vier Lexeme kannten, sondern nach eigener Angabe auch mindestens zwei von ihnen aktiv verwenden. Ihnen gegenüber stehen fünf Befragte, die weder *baseln* noch *braken*, *Knifte* oder *Jaust* kennen.

Betrachtet man nun einmal das Antwortverhalten dieser 14 Gewährspersonen (9–5) in Bezug auf die gesamten Fragebogen, so bestätigt sich dieses Bild: Die neun WernerInnen, denen für die vier ausgewählten Wörter eine hohe regionale Sprachkompetenz attestiert worden war, konnten auch in Bezug auf die übrigen Fragen mehr Regionalismen nennen bzw. häufiger deren Bedeutung angeben. Allerdings kann festgestellt werden, dass auch diese neun Befragten bestimmte Lexeme nicht (mehr) kennen: Beispielsweise war das regionalsprachliche *meimeln* für ‚leicht regnen‘ nur einer dieser neun Gewährsperson bekannt, die Bedeutung des Wortes *Pölter* ‚Schlafanzug‘ konnten immerhin fünf von ihnen anführen.

Der Schwund des Gebrauchs von Regionalismen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist jedoch kein allein auf Werne beschränktes Phänomen. Neben der bereits erwähnten Essener Erhebung aus dem Jahre 2009 waren in einer zwei Jahre später in Bonn durchgeführten Erhebung ähnliche Ergebnisse zu konstatieren (s. Rempel 2013, S. 135): Hier wurden u. a. Schüler der Oberstufe zweier Bonner

Gesamtschulen befragt. Junge Leute greifen demnach nicht nur in Werne, sondern auch in Bonn „viel eher zu einem Wort aus der Standard- oder aus der Jugendsprache“ (ebenda) als zu einen regionalsprachlichen Ausdruck. Mit Rempel kann somit auch für Werne festgehalten werden: „Regionale Varianten haben es, was den Modifikator in der Sprache der Jugendlichen angeht, eindeutig nicht leicht. Sie gehören, wenn überhaupt, eher dem passiven Wortschatz an, werden also verstanden, aber kaum noch verwendet“ (ebenda).

Literatur

- Blesken, Andreas/Schmoeckel, Hermann: Wörterbuch der Soester Börde. Ein Beitrag zur westfälischen Mundartenforschung. Soest 1952.
- Boschmann, Werner: Lexikon der Ruhrgebietsprache. Von Aalskuhle bis Zymtzigke. Mit den Höhepunkten der deutschen Literatur – in reinem Ruhrdeutsch. 7. Auflage. Bottrop 2006.
- Cornelissen, Georg: Zwischen Köttelbecke und Ruhr. Wie spricht Essen? Unter Mitarbeit von Hanna Mengen. Essen 2010.
- Eichhoff, Jürgen: Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Vierter Band. München 2000.
- Fellsches, Josef/Gronemann, Peter: Dortmunder Wortschätzchen 5. Auflage. Dortmund 2008.
- Goltz, Reinhard: Preußisches Wörterbuch. Deutsche Mundarten Ost- und Westpreußens. Erster Band. Neumünster 2005.
- Honnen, Peter: Kappes, Knies & Klüngel. Regionalwörterbuch des Rheinlandes. 7., überarbeitete und erweiterte Auflage. Köln 2012.
- Jungandreas, Wolfgang: Niedersächsisches Wörterbuch. Erster Band. Neumünster 1953.
- Lübßen, August/Schiller, Karl: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Erster Band. Bremen 1875.
- Martin, Michael: Voll auffen Nürsel. Wortschätze des Sauerlandes A–Z. Balve 2006.
- Meier, Jürgen/Scheel, Käthe: Hamburgisches Wörterbuch. Erster Band. Neumünster 1985.
- Piraiinen, Elisabeth/Elling, Wilhelm: Wörterbuch der westmünsterländischen Mundart. Hrsg. vom Heimatverein Vreden unter Mitarbeit zahlreicher Gewährsleute (= Beiträge des Heimatvereins Vreden zur Landes- und Volkskunde 40). Vreden 1992.
- Rempel, Katharina: Bonn, Bönnsch & Bonner Deutsch. Sprachliche Vielfalt in der Bundesstadt. Bonn 2013.
- Rheinisches Wörterbuch. Im Auftrag der Preussischen Akademie der Wissenschaften [...] hrsg. und bearb. von Josef Müller u. a. Bonn/Berlin 1928–1971.

Schleef, Wilhelm: Dortmunder Wörterbuch. Köln 1967.

Sprick, Claus: Hömma! Sprache im Ruhrgebiet. 12., überarbeitete und erweiterte Auflage. Essen 2009.

Telgenbüscher, Antje und Karl: 'N Paddaboana zun Anschneiden! Bemerkungen zur Paderborner Umgangssprache. Paderborn 1997.

Weischer, Heinz: Noch'n Pilsken, Gerd! Ein vernünftliches Hamm-Heessener Lesebuch nebst einem umfangreichen Wörterbuch der Hamm-Heessener Umgangssprache und einer leichtgefaßten Übungsgrammatik der Randzonensprache Ruhrgebiet-Münsterland. Essen 1993.

Westfälisches Wörterbuch. Hrsg. im Auftrage der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe. Neumünster 1969/1973ff.

Platt und Plattdeutsch

Über nordrhein-westfälische Sprachformen und ihre Bezeichnungen

von Georg Cornelissen

Der „Deutsche Wortatlas“ bietet Dialektkarten des gesamten deutschen Sprachraums. Wer diese Karten studiert, stößt auf viele Übereinstimmungen im Gebiet zwischen Rhein und Weser, die auf den Karten im „Rheinischen Wörterbuch“ oder im „Westfälischen Wörterbuch“ verborgen bleiben, weil diese beiden Werke sich an die alten Grenzen der beiden preußischen Provinzen Rheinland und Westfalen halten: Die Sprachwelt jenseits der früheren *Provinzialgrenze* bleibt ausgespart, Zusammenhänge und größere Entwicklungen können so gar nicht in den Blick fallen.

Das Beispiel *Pott*

Das Dialektwort *Pott* ist ein anschauliches Beispiel für alte Wortzusammenhänge innerhalb von NRW. Im Band 8 des „Deutschen Wortatlases“ ist eine Karte zu finden, die die mundartlichen Bezeichnungen für einen (irdenen) Topf dokumentiert (Mitzka/Schmitt 1958, Karte 9). *Pott* ist die Bezeichnung, die innerhalb der Dialekte Norddeutschlands dominiert. Auf der Umzeichnung dieser Karte für NRW (siehe S. 46) lässt sich innerhalb des Bundeslandes ein nördliches Gebiet erkennen, in dem *Pott* – immer in der Bedeutung „(ir-

dener) Topf“ – die übliche Bezeichnung ist, während weiter südlich, so in Aachen, Köln, Olpe oder Siegen, die Gewährsleute seinerzeit vor allem *Düppen* (bzw. *Döppe*, *Döppen*, *Debbe* usw.) genannt hatten.

Allerdings kam und kommt das Lexem *Pott* auch in diesem südlichen Gebiet von NRW vor. Für Köln lassen sich beispielsweise neben *Döppe* auch *Pott* sowie die Zusammensetzungen *Blome-*, *Kaffee-*, *Koch-* oder *Kamme(r)pott* nennen (Wrede 2010, S. 731). Für das Siegerland ist neben vorherrschendem *Debbe* auch *Pott* und *Blomepott* belegt (Heinzerling/Reuter 1968, S. 327).

Vom *platten duytsch* zu *Plattdeutsch* und *Platt*

Überall (oder fast überall) in NRW nennt man den eigenen Dialekt *Platt* bzw. *Plattdeutsch*.

Die Bezeichnung *Platt* geht dabei auf *Plattdeutsch* zurück, eine Zusammensetzung, die aus **plattes Deutsch* entstanden ist. Das Wortgeschlecht von Plattdeutsch (*das Pl.*) ist auf die Kurzform übergegangen: *das Platt*. In diesem Zusammenhang hat *platt* nichts mit dem ‚platten Land‘ (= Flachland) zu tun, sondern bedeutet



*Die räumliche Verteilung der Topf-
Bezeichnungen in den Dialekten von
Nordrhein-Westfalen.*

hier ursprünglich ‚klar und verständlich‘. So ist beispielsweise in einer Delfter Bibel aus dem Jahre 1524 vom *platten duytsche* die Rede. In Wendungen wie ‚jemandem etwas platt *vör der Kopp* sagen‘ ist im Rheinischen noch diese alte Bedeutung erhalten (Cornelissen 2008, S. 27).

Wenn es um Dialekt/Mundart geht, ist die Variante *Platt* im Rheinland viel gebräuchlicher als *Plattdeutsch*. Dass Georg Wenker seine berühmte Schrift „Das rheinische Platt“ genannt hat, wird deshalb seinerzeit niemanden überrascht haben (Wenker 1877). Im Dialekt sagt man eben-

falls *Platt* (mit der Variante *Plott* im Kreis Viersen).

„Ich spreche Platt“

Deshalb fand sich auf einem Sprachfragebogen des damaligen Amtes für rheinische Landeskunde auch der Satz „Ich spreche Platt“: „Übertragen Sie bitte den Satz ‚Ich spreche Platt‘ in den Dialekt“ – so lautete die Aufforderung auf dem Fragebogen. Aus dem Kreis Wesel, dessen Orte sich auf beide Rheinufer verteilen, kamen in der Regel Übersetzungen, die das vorgegebene Wort „Platt“ übernommen hatten, etwa „*Ek proot platt*“ (Xanten), „*Ek sprääk Platt*“ (Moers-Repelen) oder „*Ek proth Platt*“ (Hünxe). Einzig eine Gewährsfrau aus Gartrop-Bühl scherte aus, als sie „*ek spräk Platt/Plattdütz*“ schrieb (und noch die Verben „*kühern*“ und „*proten*“ als Synonyme von „*spräken*“ hinzufügte). Gartrop-Bühl liegt ganz im Osten des Kreises Wesel, schon in der Nähe zur westfälischen Grenze – und im Westfälischen ist *Plattddeutsch* (neben *Platt*) vielleicht schon üblicher (siehe unten).

Aber auch im Rheinland begegnet die Langform immer wieder. So trägt eine in Hünxe und in Drevenack (in der Nähe liegt auch Gartrop-Bühl) jährlich stattfindende Mundartveranstaltung den Titel „Plattdeutscher Abend“. Ein anderes Beispiel: In Wassenberg (in der Nähe Mönchengladbachs) lud der örtliche Heimatverein am 15.1.2013 zu einer ähnlichen Abendveranstaltung ein, die er „Plattdütsch-Oavend“ nannte. *Plattddeutsch* lässt sich als Substantiv und als Adjektiv verwenden: „Ich spreche Plattdeutsch“ – „Ich kann plattdeut-

sche Texte lesen“/„Plattdeutscher Abend“. Bei *Platt* ist das anders, auch wenn man gelegentlich Aussagen wie „Ich liebe die platte Sprache“ zu hören bekommt.

Dass bei der ILR-Erhebung 1997 *Plattddeutsch* (*Plattdütsch/Plattdüts* usw.) so selten genannt wurde, mag auch mit der Formulierung der Vorgabe im Fragebogen zusammenhängen. Allerdings waren Gewährsleute durchaus in der Lage, von dem vorgefundenen „Platt“ abzuweichen: Von den insgesamt 13 Fragebogenbearbeitern in Köln (einschließlich der Stadtteile) verwendeten vier „*Platt*“ und sechs „*Kölsch*“, während zweimal beide Bezeichnungen auftauchten und in einem Fall „*Kölsch-platt*“ geschrieben wurde. In Köln ist heute *Kölsch* die gängige Bezeichnung des Dialekts, entstanden aus *kölsch Platt* ‚kölnisches Platt‘.

Plattdütschk und *Platt* im Münsterland

Wenn *Platt/Plattddeutsch* mit einem Ortsadjektiv kombiniert wird, gibt man im Rheinland – und offensichtlich auch in Westfalen – der Kurzform den Vorzug: *Kleefs Platt* ‚Kleiver Platt‘, *Öcher Platt* ‚Aachener Platt‘, *Mönsterlänner Platt* ‚Münsterländer Platt‘. *Plattddeutsch* käme dann als allgemeine Bezeichnung der Sprache als Gegenpol zu „Hochdeutsch“ ins Spiel.

Das folgende Zitat stammt aus einem komplett im Dialekt geschriebenen Buch über das Leben auf einem Münsterländer Bauernhof (Vasthoff 2007, S. 53/54):

To miene Kinnertiet wuor up de Buernhöef bloß platt küert. Äs ick 1944 in’ne School kamm, konn ick biätter platt küern äs hauchdütschk. Hauchdütschk was eenlick



Der Verlauf der Benrather Linie in Nordrhein-Westfalen.

*miene iärste Früemdsproak. Aowwer ick
häer't vellicht'n biettken lichter äs mannich
anner I-Männken. Use Moder was nämlich
daorup bedacht, dat wi aal äs kleine Blagen
Hauchdütschk lärden. Denn so – dat männ
use Moder – konn'n wi in'ne School biätter
metkuemmen.*

*Dao was aowwer vellicht auk no'n annern
Gedanken drächter: Dat Plattdütschk wuor*

*von vuel Lü äs groff un unfien anseihn.
Well'n biettken fiener sien wull, de daib dat
auk daomet wiesen, dat he hauchdütschk
küerde.*

Übersetzung:

In meiner Kindheit wurde auf den Bauern-
höfen nur Platt gesprochen. Als ich 1944
in die Schule kam, konnte ich besser Platt
sprechen als Hochdeutsch. Hochdeutsch

war eigentlich meine erste Fremdsprache. Aber ich hatte es vielleicht ein bisschen leichter als manch anderes I-Männchen. Unsere Mutter war nämlich darauf bedacht, dass wir schon als kleine Kinder Hochdeutsch lernten. Denn so – das meinte unsere Mutter – konnten wir in der Schule besser mitkommen.

Dahinter war aber vielleicht noch ein anderer Gedanke: Das Plattdeutsche wurde von vielen Leuten als grob und unfein angesehen. Wer ein bisschen feiner sein wollte, der zeigte das auch damit, dass er Hochdeutsch sprach.

Platt (*platt*) und *Plattdütschk* lauten also die Münsterländer Varianten; dem steht *Hauchdütschk* gegenüber.

Niederdeutsch

An einer anderen Stelle dieses Buches ist zu lesen (Vasthoff 2007, S. 77):

In de Naokriegsjahre wuor dat Radio ümmer interessanter, üm dat Nieste gewahr te wäern. Häöern daihn wi de Nachrichten, den Wetterbericht un den Landfunk. Aobends gaff't an't Radio de Sendung „Zwischen Rhein und Weser“. Dao konn'm dat Nieste ut use Gieggend gewahr wäern. Wenn äs'n plattdütschk Häörspiell an't Radio was, dann lusterden wi alle to.

Übersetzung:

In den Nachkriegsjahren wurde das Radio immer interessanter, um die Neuigkeiten zu erfahren. Hören taten wir die Nachrichten, den Wetterbericht und den Landfunk. Abends gab es im Radio die Sendung „Zwischen Rhein und Weser“. Da konnte man das Neueste aus unserer Gegend erfahren. Wenn einmal ein plattdeutsches Hör-

spiel im Radio war, dann hörten wir alle zu.

Ein *plattdütschk Häörspiell*: Es hat den Anschein, als tauche in Westfalen *Plattdeutsch* (und als Adjektiv: *plattdeutsch*) dann gerne auf, wenn es die Parallele „Niederdeutsch“ (als Adjektiv: „niederdeutsch“) gibt: *plattdeutsche* Hörspiele – niederdeutsche Hörspiele, *plattdeutsche* Literatur – niederdeutsche Literatur. Auch ein Buchtitel wie „Plattdeutsch macht Geschichte“ deutet darauf hin, wenn er im Zusammenspiel mit dem Untertitel „Niederdeutsche Schriftlichkeit in Münster und im Münsterland im Wandel der Jahrhunderte“ daherkommt (Peters/Roolfs o.J.). Damit gerät der Begriff „Niederdeutsch“ ins Blickfeld.

Als Niederdeutsch werden in der Dialektforschung die deutschen Mundarten nördlich der Benrather Linie bezeichnet (siehe Schröder 2004). Niederdeutsch ist zugleich ein Begriff, der in der Dialektliteraturwissenschaft und in der Sprachpflege Norddeutschlands eingebürgert ist, man denke an den „Verein für niederdeutsche Sprache“, an die „Niederdeutsche Bühne am Theater Münster“ oder an „Niederdeutsche Hörspiele im WDR“ (so der Untertitel der 2013 publizierten Dreifach-CD „Geschichten von Land und Leuten. Niederdeutsche Hörspiele im WDR“).

Ob nun das niederdeutsche Sprachgebiet von der Nord- und Ostsee bis nach Westfalen reicht oder ob die Dialekte des Niederrheins und des Bergischen Landes ebenfalls hinzugerechnet werden sollten – darüber herrscht keine Einigkeit. Seitdem sich im 19. Jahrhundert die Dialektforschung zu entfalten begann, wurden diese beiden Regionen mit ihren ursprünglich

fränkischen Mundarten in „rheinischen“ und, wie sich ergänzen ließe, in niederländischen Zusammenhängen gesehen. In anderer Perspektive – besonders dann, wenn der Westen (die Niederlande) ausgeblendet bleibt – kann der Niederrhein als Teil der „niederdeutschen“ Sprachwelt erscheinen.

Als im Jahr 2013 an der Universität Münster das „Centrum für Niederdeutsch“ gegründet wurde, gab es sich ein Logo, dessen Form bereits Programm ist: Es zeigt die Umrisse eines Sprachgebiets mit Kleve und Düsseldorf im Südwesten und mit Schwerin und Rostock im Nordosten. Auch das große Projekt „Sprachvariation in Norddeutschland“, getragen u.a. von den Universitäten Bielefeld und Münster, bezieht den nördlich der Benrather Linie gelegenen Teil des Rheinlandes mit ein, so dass in diesem Rahmen umfangreiche Sprachaufnahmen im Kreis Kleve (in Kranenburg und in Uedem) sowie im Kreis Viersen (in Bracht und in Oedt) gemacht worden sind (siehe Elmentaler 2011). Wenn der Eindruck nicht täuscht, sind die Träger dieses Niederdeutsch-Begriffes zumeist außerhalb des Rheinlands anzutreffen.

Eine lange Niederdeutsch-Tradition hat Westfalen. Vielleicht erklärt sich so zumindest teilweise, warum man das *Platt* dort häufiger *Plattdeutsch* nennt als im Rheinland, wo der Dialekt im Alltag eher *Platt* heißt.

***Platt(deutsch)* in „Dialekt à la carte“**

Die preußische Teilung der westdeutschen Welt in eine rheinische und eine westfälische Hemisphäre prägt bis heute Dialektforschung und Dialektpflege im Land. Die Sprachabteilung des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte deckt von Bonn aus das Rheinland ab, während in Münster die Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens tätig ist. Der Gruppe rheinischer Mundartautoren e.V., die sich vor einigen Jahren aufgelöst hat, gehörten keine Mitglieder aus dem Westfälischen an. Die Aufzählung komplexen Nebeneinanders ließe sich lange fortsetzen.

1993 erschien ein regionaler Dialektatlas, der in zweifacher Weise grenzüberschreitend angelegt war. Die Karten boten den Raum zwischen den deutschen Orten Gronau und Geldern sowie zwischen Enschede und Venray in den Niederlanden, also ein Gebiet im Westen Nordrhein-Westfalens und die Nachbarregion jenseits der Staatsgrenze. Der deutsche Kartenausschnitt umfasste das Westmünsterland (und damit einen Teil Westfalens) und den unteren Niederrhein (den Norden des Rheinlandes). Beteiligt an diesem Atlasprojekt war auf niederländischer Seite das damalige Staring-Instituut im grenznahen Doetinchem, in NRW wurde das Projekt vom Landeskundlichen Institut Westmünsterland (Vreden) und vom ILR (damals noch Amt für rheinische Landeskunde) in Bonn getragen.

Schwierig ist es bei einem solchen Projekt immer, einen allseits „passenden“ Buchtitel zu finden: In niederländischer

Sprache? Auf Deutsch? Zweisprachig? Die Herausgeber entschieden sich schließlich für „Dialekt à la carte“, womit auch die Klippe ‚*Platt* oder *Plattdeutsch*‘ umschifft war (Dialekt à la carte 1993).

Wo noch werden Dialekte *Platt* genannt?

Der *Pott* (siehe oben) ist auch auf einer der Karten im „Atlas zur deutschen Alltagssprache“ (AdA) zu finden; Thema der betreffenden Karte ist der „große Becher für Kaffee“. Der norddeutsche *Pott* reicht in dieser Bedeutung deutlich über die Südgrenze von NRW hinaus (Elspaß/Möller, Runde 8).

Eine andere Karte dieses Atlases (Elspaß/Möller, Runde 1) beschäftigt sich mit den Bezeichnungen für die örtliche Mundart. *Platt* ist danach in der Alltagssprache die übliche Bezeichnung im Norden und im Westen Deutschlands, wobei die SprecherInnen auch im äußersten Süden von Rheinland-Pfalz noch von sich sagen, sie sprächen *Platt*. Im AdA-Fragebogen waren die beiden Bezeichnungen „Mundart“ und „Platt“ vorgegeben worden; zu der möglichen Verteilung von *Platt* und *Plattdeutsch* lassen die Ergebnisse keine Schlüsse zu.

Jenseits der deutschen Staatsgrenze im Westen nennen die Dialektsprecher ihre Sprache ebenfalls *Platt*, im Niederländischen: *plat*. Auch im germanischen Dialekt im französischen Lothringen ist der Begriff gebräuchlich: Ein Dialektwörterbuch für den Raum Sarreguemines (Saargemünd) trägt den Titel „Le Platt“ (Nicklaus 2001), wobei dort offensichtlich

auch die Langform als „Plattdeutsch“ bekannt ist (Nicklaus 2001, S. 16)!

Die Regiolekte Nordrhein-Westfalens

Wer nicht (mehr) *Platt/Plattdeutsch* spricht, benutzt in der Regel aber die regionale Umgangssprache oder den Regiolekt. Auch für diese „mittlere“ Sprachebene lohnt sich eine rheinisch-westfälische Sicht auf Sprachvariation, was schon der Blick auf die Karten im „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen“ (Eichhoff 1977–2000) zeigt, der wie der „Atlas der deutschen Alltagssprache“ einen größeren Sprachraum abdeckt. Viele Lexeme auf dieser „mittleren“ Ebene sind den Dialekten zu verdanken.

Die vorliegenden AiR-Nummer enthält einen Beitrag von Sophie Mürmann zum Regiolekt junger Leute im südmünsterländischen Werne (siehe S. 37). Das Material dazu stammt aus einer Befragung, die das ILR dort 2013 durchgeführt hat. Frau Mürmann stellt die Befragungsergebnisse für die vier Lexeme *baseln*, *braken*, *Jaust* und *Knifte* vor; die *Knifte* und *baselich* (oder *basselich*) findet man als Stichwörter auch im rheinischen Regionalwörterbuch „Kappes, Knies & Klüngel“ (Honnen 2012). Im Rahmen der Untersuchung im letzten Jahr haben wir u. a. auch nach der Bekanntheit und der Verwendung von Wörtern wie *knibbeln*, *Köpper* oder *plästern* gefragt und damit nach Lexemen, die den Menschen im rheinischen Teil Nordrhein-Westfalens – ob nun vom *Platt* oder vom Regiolekt her – vielleicht vertrauter sind. Darauf wird an anderer Stelle einzugehen sein.

Literatur

- Cornelissen, Georg (2008): Meine Oma spricht noch Platt. Wo bleibt der Dialekt im Rheinland? Köln.
- Damme, Robert (2013): Das Westfälische Wörterbuch als Projekt. Arbeitsoptimierung und Materialreduzierung. In: Niederdeutsches Wort 53, S. 7–19.
- Dialekt à la carte (1993). Dialektatlas Westmünsterland – Achterhoek – Liemers – Niederrhein. Hrsg. von Georg Cornelissen, Alexander Schaars, Timothy Sodmann. Unter Mitarbeit von Christa Hinrichs. (Rheinische Mundarten, 5; Westmünsterland. Quellen und Studien, 3). Doetinchem, Köln, Vreden.
- Eichhoff, Jürgen (1977–2000): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. 4 Bände. Bern, München.
- Elmentaler, Michael (2011): Arealität, Situativität und innersprachliche Steuerungsfaktoren. Überlegungen zu einem mehrdimensionalen Atlas der norddeutschen Regionalsprache (am Beispiel der t-Apokope). In: Niederdeutsches Wort 51, S. 59–106.
- Elspaß, Stefan/Möller, Robert: Atlas zur deutschen Alltagssprache. URL: <http://www.atlas-alltagssprache.de/> (19.02.2014).
- Geschichten von Land und Leuten (2013). Niederdeutsche Hörspiele im WDR. 3 CDs. Hrsg. vom LWL-Medienzentrum für Westfalen. o. O.
- Heinzerling, Jakob/Reuter, Herrmann (1968): Siegerländer Wörterbuch. Mit Abbildungen im Text, 65 Sprachkarten nebst Kirchspiel- und Ämterkarte und einem schriftdeutschen Register. Neu bearbeitet von H. R. Siegen.
- Honnen, Peter (2012): Kappes, Knies & Klüngel. Regionalwörterbuch des Rheinlands. 7., überarbeitete und erweiterte Aufl. Köln.
- Mitzka, Walther/Schmitt, Ludwig Erich (1958): Deutscher Wortatlas. Band 8. Gießen.
- Nicklaus, Hélène (2001): Le Platt. Le francique rhénan du Pays de Sarreguemines jusqu'à l'Alsace. Dictionnaire dialectal. Platt – Allemand – Français. Sarreguemines.
- Peters, Robert/Roolfs, Friedel Helga (Hrsg.) (o. J.): Plattdeutsch macht Geschichte. Niederdeutsche Schriftlichkeit in Münster und im Münsterland im Wandel der Jahrhunderte. Münster.
- Rheinisches Wörterbuch (1928–1971). Im Auftrag der Preußischen Akademie der Wissenschaften [...] hrsg. und bearbeitet von Josef Müller u. a. 9 Bände. Bonn, Berlin.
- Schröder, Ingrid (2004). Niederdeutsch in der Gegenwart: Sprachgebiet – Grammatisches – Binnendifferenzierung. In: Dieter Stellmacher (Hrsg.): Niederdeutsche Sprache und Literatur in der Gegenwart. (Germanistische Linguistik, 175–176). Hildesheim, Zürich, New York, S. 35–97.
- Wenker, Georg (1877): Das rheinische Platt. Den Lehrern des Rheinlandes zugewidmet. Düsseldorf.
- Wrede, Adam (2010): Neuer Kölnischer Sprachschatz. Mit einer Einführung von Peter Honnen. 13. Aufl. Köln.

Kriegsalltag 1914–1918 in Hennef

Kriegs(er)leben im Spiegel der Hennefer Volks-Zeitung*

von Erika Rollenske

Am 4. August 1914 erklärt Deutschland Frankreich den Krieg, und die Menschen in Deutschland sind voller Begeisterung für den Kaiser, erfüllt von Kampfgeist und Erwartungen an einen schnellen Sieg. Deutschland und seine Feinde stehen für Ferdinand Frömbgen aus Hennef synonym für „Hochkultur und Halbbarbaren“, und in seinem Gedicht „Deutschland erzbe-reit“, veröffentlicht am 18. Oktober 1914, schmäht er die Kriegsgegner:

*Buntgemischte Völkerscharen
führt man gegen uns ins Feld,
Hochkultur und Halbbarbaren
Weiße, Schwarze, Braun und Gelb.*

*Aus Kanada und aus Indien,
von dem fernen weißen Meer,
Vom Aequator, Japans Küsten,
holt man wutentbrannt sie her.*

*Ebrenvoll sind Waffengänge
Nur, wenn Gegner ebengroß;
Solche Riesenüberfälle
Sind erbärmlich bodenlos!*

*Darum schämt euch! Frankreich, England!
Schäm dich, großes Russenreich,*

*Japan schäme sich der Schande,
die dir macht dein Schurkenstreich.*

*Ehr den Meister, der dich lehrte,
Der dir deine Bildung schuf!
Dessen Fluren soll zerstampfen,
Deiner wilden Rosse Huf.*

*Deutschland ist wohl seinen Feinden
Eine Perle, selten wert.
Denn nur um den höchsten Einsatz
Zücket eine Welt das Schwert!*

*Weh euch! Noch sind die Germanen
von dem alten Geist geführt,
Löwenmutig wie die Ahnen,
Alle habt ihr's schon gespürt!*

*Viele hundert Panzerschiffe
spei'n Britanias Klippen aus,
Doch Germanias kleinste Boote
Bannen sie in Schreck und Graus!*

*Heil dir Deutschland! Alle, alle
Du empfängst sie erzbereit,
Deine Helden sind gefürchtet
Ueber Land und Meer schon weit!*

F. Frömbgen, Hennef (Sieg)¹

Von direkten Kriegshandlungen bleibt das Rheinland verschont, nicht aber von den Auswirkungen des Krieges auf die Familien, auf verschiedenste gesellschaftliche Gruppen, Bildung, Kultur und die politischen Entscheidungen in der Gemeinde. Augenzeugen des Kriegsgeschehens vor hundert Jahren, sowohl an der Front als auch in der Heimat, leben nicht mehr. Dafür beschreiben uns Briefe und Feldpostkarten aus Nachlässen die Kriegserlebnisse und das Leben der Daheimgebliebenen. Solche Vermächtnisse, wie die der Rheinländer Anton Keldenich und Peter Falkenstein, schildern den Krieg in Worten und Bildern.² Es ist allerdings zu vermuten, dass die Kriegserlebnisse der Soldaten in ihren Briefen und vor allem auf den Postkarten eher geschönt oder verschleiert werden, sollen sie doch die Zensur passieren und die Sorgen ihrer Familien nicht allzu sehr verstärken. Immer wieder werden auch die Daheimgebliebenen ermahnt, keine beunruhigenden Briefe an die Soldaten im Feld zu schicken und damit nicht von ihrer eigenen Not zu berichten. Die Presse steht unter staatlicher Zensur und zeichnet das Bild vom kampfbereiten, siegesgewissen Deutschland getreulich nach. Die Bürgermeister erhalten fast täglich Anweisungen über unliebsame Nachrichten, die nicht veröffentlicht werden dürfen. Das Bild der unfehlbaren Entscheidungen des Staates und seiner Soldaten als Helden des Vaterlandes soll keine Risse bekommen. Das ist auch das Leitmotiv der Sammlung *„Kriegsbriefe gefallener Studenten“*, der Herausgeber spricht in seinem Vorwort von

dem „... Adel der deutschen Seele ...“, der „... in diesen jungen Helden Gestalt und Wort geworden ist“.³

Wilhelm Schneider aus Geistingen, in den Kriegszeiten so etwas wie der Hausdichter der Hennefer Volks-Zeitung, schreibt im September 1914 in seinem Gedicht „Heldentod“:

*Zieh in den Krieg, du mein einziger Sohn,
ring um der Ehre erhabenen Lohn.
Segnend entläßt dich dein gut Mütterlein,
Kampf heißt die Losung, das Leben setz ein.
Frei ist das Land von Bedrängnis und Not
Mein einziger Sohn starb den Heldentod.*⁴

Wie tief das Bild von den Soldaten bei der Weltkriege als „Helden“ im Sprachgebrauch verankert war, zeigt auch die Tatsache, dass in vielen Orten erst fünfzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die „Heldengedenkstätten“ in „Ehrenmale“ oder „Gedenkstätten“ umbenannt wurden.

Wie haben die Menschen in einer kleinen, ländlich strukturierten rheinischen Gemeinde mit aufstrebender Industrie in den Kriegsjahren gelebt? Wie hat sich der Alltag der Daheimgebliebenen verändert und welche Strategien haben sie für dessen Bewältigung entwickelt? Welche Aufgaben mussten die Gemeinden bewältigen, um die Lebensmittelversorgung und -verteilung zu organisieren und gleichzeitig dem Preiswucher und dem Schwarzhandel entgegenzuwirken? Wie haben die Frauen es geschafft, in Zeiten des Mangels und des Hungers ihre Familien zu ernähren? Welche Opfer für die Soldaten im Feld wurden von ihnen gebracht und wo bekamen sie in der Not Unterstützung und

Hilfe? Diese Fragen sollen hier untersucht werden.

Als eine wichtige Quelle und als Spiegel des Alltagslebens zwischen 1914 und 1918 wird dafür die „Hennefer Volks-Zeitung“ herangezogen. Hervorgegangen aus der „Hennefer Zeitung“ und seit 1908 auch „Amtsblatt für den Amtsgerichtsbezirk Hennef“ spiegelt das zunächst täglich erscheinende vierseitige Blatt sowohl das politische Geschehen in Deutschland als auch die lokalen Ereignisse in Hennef und im Siegkreis wider und ist „in einem umgrenzten Raum“ ein wichtiger „Informations- und Werbeträger“.⁵

In den Ausgaben von 1914–1918 nimmt die positive patriotische Kriegsberichterstattung mit Schlagzeilen wie „Erfolge im Westen“, „Wieder eine Festung gefallen“, „30.000 Russen gefangen“ den größten Raum ein. Wie auch in den Jahren zuvor zeigt sich die Zeitung als „schlagkräftiges Mittel des geistigen Kampfes, der Propaganda für den Thron und seine politischen Ziele“.⁶ Die lokale Berichterstattung wird zugunsten der ausführlichen Darstellung des Kriegsgeschehens reduziert. Die tägliche „Kriegschronik“, die propagandageprägten Berichte über die Feinde zunächst in Belgien, in Frankreich, dann in ganz Europa füllen täglich mindestens zwei der vier Seiten. Karten und Zeichnungen sollen das Kriegsgeschehen anschaulich machen, aber es gibt auch weiterhin Rubriken wie „Nah und Fern“, „Politische Rundschau“, „Aus dem Gerichtssaal“ und Serienromane wie „Komteß Julia“ (1914) oder „In eiserner Zeit“ (1917). Geschäfte aus dem Siegkreis

bis nach Bonn preisen ihre Waren in kleineren und zu Festtagen auch größeren Anzeigen an, aber der Umfang der Werbeanzeigen geht im Laufe der Kriegsjahre dramatisch zurück. Dafür vermehren sich im Zuge der Regulierung der Lebensmittelversorgung durch die Gemeinde die amtlichen Bekanntmachungen, Aufrufe und Verordnungen. Auch versteht sich die Zeitung als Ratgeber für die Bewältigung des Mangels. Immer häufiger erscheinen mahnende Artikel, die vor betrügerischen Ersatzmitteln oder Streckmitteln für Lebensmittel warnen und Ratgeber mit Rezepten und Tipps für eine sparsame Haushaltsführung, stets verbunden mit der Mahnung, alles für das Vaterland zu opfern.

Eine Rubrik für Leserbriefe oder Kommentare wird erst viel später eingerichtet, lediglich die Beiträge des Herausgebers zu bestimmten Festtagen oder zur Jahreswende stellen ein zeitgebundenes Meinungsbild dar. Über gefallene Hennefer Bürger wird, wenn es sich um bekannte Persönlichkeiten handelt wie den Lehrer Hubert Schaefer, zu Beginn des Krieges noch ausführlich berichtet.⁷ Sehr bald aber genügt der Hinweis auf die Liste der Gefallenen, die im Rathaus ausliegt. Bis zum Ende des Krieges erscheinen nur wenige Todesanzeigen von gefallenen Soldaten. Die schreckliche Wirklichkeit des Krieges widerspricht der patriotischen Grundhaltung und wird auf behördliche Anordnung unterdrückt. Bis Juli 1915 erscheint die Zeitung täglich mit einem Umfang von vier bis acht Seiten. Ab Juli 1915 ist der Herausgeber Peter

Stroß gezwungen, wegen des Rückgangs an Anzeigen und aus Mangel an Personal die Zeitung nur noch dreimal in der Woche und mit geringerer Seitenzahl erscheinen zu lassen.

Obwohl bei der Nutzung von Zeitungen als Quelle davon ausgegangen werden muss, dass die Berichterstattung bereits redaktionell bearbeitet und damit gefiltert wurde, vermittelt eine lokale Zeitung doch eine Vielzahl von Fakten und beschreibt und kommentiert die Abläufe von Ereignissen.⁸ Die Fülle der Details hat gleichzeitig eine „Indikatorfunktion im Hinblick auf Motive, Meinungen, Überzeugungen, Wünsche und Erwartungen“,⁹ so dass die kleineren Berichte aus dem Leben und Alltag von Hennef und den umliegenden Gemeinden unter der Rubrik „Lokales und Provinzielles“, die Bekanntmachungen der Gemeinde und die sich verändernden Werbeanzeigen sehr wohl das Kriegs(er)leben der Menschen in der Region spiegeln. Darüberhinaus kann das Bild des Kriegsalltags, wie es die Hennefer Volks-Zeitung zeichnet, als exemplarisch und typisch für viele ländliche Gemeinden im Rheinland betrachtet werden.

Die folgende Untersuchung konzentriert sich auf die Probleme der Lebensmittelversorgung der Hennefer Bevölkerung und auf die Maßnahmen der Bürgermeisterei Hennef mit dem Ziel der gerechten Verteilung. Es soll aufgezeigt werden, wie Mangel und Hunger durch die Appelle zu patriotischem Verzicht verschleiert werden und welche persönlichen Opfer gebracht werden mussten, aber auch, welche Hilfsnetzwerke in einer Gemeinde wie Hennef tätig wurden, um die Not zu lindern.

Vom „Kochtopf als Kriegswaffe“¹⁰ zu den Hungerjahren 1916–1918

Mochten auch das Siegesbewusstsein und die Kriegsbegeisterung der Bevölkerung zu Beginn des Krieges die Sorgen überlagern, so gab es doch sehr bald Angstkäufe, um Lebensmittel zu horten und gerissene Geschäftemacher, die mit den Sorgen der Menschen Geschäfte machten. Schon in der ersten Kriegswoche wird der örtliche Handel aufgefordert, die Preisaufschläge zurückzunehmen, und die Bevölkerung wird ermahnt, sparsam einzukaufen und keine überstürzten Masseneinkäufe zu

Billige, gute Nahrungsmittel

werden in jeder Familie gebraucht. Dazu gehören:

Oetker-Pudings aus Dr. Oetker's Puddingpulvern	zu 10 Pfg. (3 Stück 25 Pfg.)
Rote Grütze aus Dr. Oetker's Rote Grützepulver	zu 10 Pfg. (3 Stück 25 Pfg.)
Mehlspesen und Suppen aus Dr. Oetker's Gustin in Paketen zu 1/4, 1/2, 1/1 Pfund. (Wie wieder das englische Mondaamin! Besser ist Dr. Oetker's Gustin.)	Preis 15, 30, 60 Pfg.

Ohne Preiserhöhung in allen Geschäften zu haben.
Billig. Wahrhaft. Wohlgeschmeckend.

*Werbung für Dr. Oetker's Gustin,
HVZ 1.9.1914, Nr. 191.*

tätigen.¹¹ Die Regierung versichert, „jeden vorhandenen Bedarf ohne weiteres zu decken“ und zwar „auf lange hinaus“.¹² Unter der Überschrift „Der Kochtopf als Kriegswaffe“ wird die Bevölkerung bereits moralisch unter Druck gesetzt: Der Krieg habe „der Neigung zur Völlerei ein kräftiges Halt“ zugerufen, statt dessen solle man zu den Sitten der Voreltern zurückkehren, nämlich zum „Brot mit Mus“ anstelle der „Schinkenstulle“ und Obst lieber einmachen, statt es zu verzehren.

Und „aus patriotischen Gründen“ sollen die Hausfrauen für Mehlspeisen Dr. Oetkers Gustin „statt des englischen Mondamins“ verwenden.¹³ Nachdem der Zuckerexport nach England gestoppt wurde, werden die Hausfrauen aufgerufen, Marmeladen und Fruchtsäfte zur Vorratshaltung einzumachen, Deutschland habe „Zucker im Überfluss“.¹⁴ Die beschwichtigenden Meldungen werden aber kurz darauf aufgehoben durch neue Vorschriften zur Nahrungsmittelerzeugung, deren Ziel es ist, Brotgetreide zu sparen: Reduzierung der Kornbrennerei auf 20%, um Roggen zu sparen, Roggenbrote dürfen nun einen Kartoffelzusatz haben und Weizenbrote werden mit Roggenmehl „gestreckt“.¹⁵ Kein Brotgetreide darf an Vieh verfüttert werden, und von nun an wird regelmäßig die Mahnung in kleinen, fett eingerahmten Schlagwortzeilen wiederholt. „Eßt allein das Brot, das zu essen in dieser Zeit sich geziemt: Kriegsbrot!“¹⁶ oder „Wer Kriegsbrot ißt, erweist dem Vaterland einen Dienst.“¹⁷

Für die Menschen in einer ländlichen Gemeinde wie Hennef sind diese ersten

Anzeichen von Mangel noch nicht besonders alarmierend. Immerhin bietet der Lebensmittelhandel H. Schopp in Hennef noch im Januar 1915 in einem Inserat Feigen, Nüsse, Printen, Apfelsinen, Eier, Aufschnitt, Cognak und Rum an.¹⁸ Die Familien sind vielmehr voller Sorge um das Wohlergehen ihrer Ehemänner, Väter und Söhne im Feld. Sofern diese Mitglied in einem der Hennefer Vereine sind, können sich die Daheimgebliebenen in ein Netzwerk von Hilfsbereitschaft eingebunden fühlen. Bereits in den ersten Kriegswochen vermeldet die Hennefer Volks-Zeitung, dass Hennefer Vereine wie der Männergesangsverein Concordia, der Kegelclub „Gut Holz“, der Kneipp-Verein, der Kameradschaftliche Verein und viele mehr ihren Kassenbestand oder ihre Beiträge für die Angehörigen ihrer Mitglieder spenden. Herr Automobilbesitzer Kaiser bittet unter dem Motto „Einer für viele“ um Liebesgaben wie Zigarren, Schokolade oder warme Kleidung, die er persönlich mit seinem Auto an die Front fahren will.¹⁹ Hennefer Geschäftsleute, Ärzte, Lehrer und der Bürgermeister kündigen an, keine Neujahrswünsche versenden zu wollen und statt dessen eine Abgabe an das Krankenhaus Geistingen und den Frauenverein Hennef zu zahlen.²⁰ Auch die Schulen beteiligen sich an der Beschaffung von Liebesgaben. Sie veranstalten patriotische Abende, an denen Geld gesammelt wird, und ein Kind der Schule in Bröl findet besondere Erwähnung, weil es 32 Paar Strümpfe abliefern konnte. Ein Jahr später gründen die Bürgermeister des Siebkreises einen zentralen „Hülfsausschuss“, der an die



*Bürgermeister Oskar Ungermann
(1868–1927), Bürgermeister von Hennef
von 1910–1927.*

Stelle der vielen „wilden Sammlungen“ treten soll. Die Geldsammlungen werden nun offiziell angekündigt, die Sammler erhalten einen Ausweis, und die Bürger können sich auch zu regelmäßigen Beiträgen verpflichten.²¹ Zum Jahresbeginn 1916 vermeldet die Zeitung das Sammlungsergebnis aus Siegburg und Umgebung: 29.000 Mark.²²

Um die Hilfstätigkeit in Hennef wirksam zu bündeln, ruft Bürgermeister Ungermann²³ schon am 6. August 1914 alle Frauen und Jungfrauen in Hennef auf, zur Gründung einer Ortsgruppe des Vaterländischen Frauenvereins in den Saal Wingen zu kommen. Der Vaterländische Frauenverein ist eine der Institutionen des Roten

Kreuzes, er „stellte Pflegepersonal, bildete neue Pflegerinnen aus und betreute das große Aufgabenfeld der ‚Liebesgaben‘, zu dem das Sammeln von Versorgungsgegenständen des täglichen Lebens für die Truppe im Feld ebenso gehörte wie die Erfrischung der Soldaten in Truppentransportzügen am Bahnhof.“²⁴

In Hennef beginnt der Verein sogleich, das im Kloster Geistingen vorgesehene Lazarett auszustatten und bittet die Bevölkerung um Betten, Bettzeug und Bekleidung. Helferinnen für die Pflege werden gesucht, und die Frauen und Mädchen werden aufgefordert, Leibbinden und Socken aus grauer Wolle zu stricken. Unter der Überschrift „Wollarbeiten für unsere Krieger“ werden Strickanleitungen für Leibbinden, Pulswärmer und Knieschutz veröffentlicht, die dann bei der Sammelstelle des Roten Kreuzes in Siegburg abgegeben werden können.²⁴

Unermüdlich veranstaltet der Verein Haussammlungen und kann am 1. Dezember 1914 die Menge von 302 Paar Strümpfen, 70 Unterhosen, 134 Hemden, 1000 Zigarren und große Mengen an Bonbons, Seife, Schreibpapier bestätigen. Für die Familien der „gefallenen und im Felde stehenden Soldaten“ richtet der Verein eine Weihnachtsfeier aus.²⁵ Eine Hauptaufgabe sehen die Frauen in der Tätigkeit als Pflegehelferinnen im Lazarett im Geistinger Kloster. Wie erfolgreich der Verein arbeitet, ergibt sich aus der Meldung, dass er bereits ein halbes Jahr nach der Gründung 325 Mitglieder zählt.²⁶

Geldmangel zwingt viele Frauen, eine bezahlte Arbeit zu suchen, und die Hen-



*Das Redemptoristenkloster in Geistingen
diente im 1. Weltkrieg als Lazarett des
Roten Kreuzes Hennef.*



*Freiwillige Sanitätskolonne Hennef,
Krankenpflegekurs 1912–1913 im Hennefer
Kurhaus.*



Danksagung eines im Lazarett genesenen Soldaten, HVZ 24.1.1915, Nr. 19.

nefer Industrie leidet unter akutem Personalangel. Unternehmen wie die Eisengießerei Johann Friedrich Jacobi, die Maschinenfabrik C. Reuther und Reisert und die Maschinenfabrik Johann Steimel inserieren immer wieder, dass sie Frauen als Arbeitskräfte suchen. Der Vaterländische Frauenverein erkennt diese Notlage und richtet bereits im August 1914 drei Kindergärten für die Tagesbetreuung von Kindern bis zu acht Jahren ein. Die Kinder müssen Teller und Löffel und ausreichend Butterbrote mitbringen, sie erhalten gratis Milch und eine Suppe.²⁷ Ein Jahr später richtet der Verein auch eine Mütterberatungsstelle in der Fortbildungsschule ein. Die Frauen des Vaterländischen Frauenvereins und die des Hennefer Frauenvereins unter der Vorsitzenden Strunck unterstützen die Arbeit der Gemeinde beim Aufbau der zentralen Lebensmittelversorgung, die spätestens nach dem Einführen der Lebensmittelkarten notwendig wird.

Nachdem das Ausland seine Kartoffelexporte nach Deutschland eingestellt hat – die Zeitungsmeldung verbrämt diese Tatsache mit „Einfuhrbeschränkung von Kartoffeln aus dem feindlichen Ausland“²⁸ – werden die Bauern im Frühjahr 1915 zu verstärktem Kartoffelanbau aufgefordert. Die Aufrufe zum sparsamen Haushalten weisen deutlich auf einen bevorstehenden Mangel an Nahrungsmitteln hin, werden aber mit einem pädagogischen Mäntelchen umhüllt. „Der Krieg als Hausfrauenerzieher“ lautet eine Schlagzeile in der Hennefer Volks-Zeitung, und mehrere folgende Artikel geben praktische Sparanleitungen: Kartoffeln mit der Schale kochen, auch die Strünke vom Kohl essen, Marmelade statt Butter aufs Brot und die Fleischknochen noch für eine Brühe verwenden.²⁹ Gesunde Menschen sollen zugunsten von Kranken auf Weißbrot und Kuchen verzichten, weil die Weizenvorräte sonst nur noch bis April reichen: „Es geziemt sich nicht, ... weil die Blüte unserer Nation draußen im blutigen Ringen steht und den größten Entbehrungen ausgesetzt ist.“³⁰ Die Stadt Siegburg befürchtet, den Brotbedarf ihrer Bevölkerung nicht mehr decken zu können und weist die auswärtigen Arbeiter an, ihr Brot selber mitzubringen.³¹

Wegen der drohenden Mangelversorgung mit Schweinefleisch sollen geräucherte und konservierte Dauerwaren hergestellt werden. Das Ausland hat nämlich die Einfuhr von Viehfutter gestoppt, und da Brotgetreide und Kartoffeln nicht verfüttert werden dürfen, kommt es zu vermehrten Schlachtungen.³² Die Gemeinden werden verpflichtet, Fleisch-Dauerwaren

zu lagern und zentral zu verkaufen.³³ Vorsorglich wird den Menschen eingeredet, man komme mit viel weniger Fleisch aus, und wenn man eine Gemüsesuppe mit „Ochsena-Extrakt“ eine Stunde lang kochte, nähmen die Kartoffeln die Farbe von Fleischstücken an.³⁴ Der nationale Frauendienst veröffentlicht ein Plakat mit den 7 K – Geboten:

Esst Kriegsbrot.

Kocht die Kartoffeln in der Schale.

Kauft keinen Kuchen.

Seid klug, spart Fett.

Kocht mit Kochkiste.

Kocht mit Kriegskochbuch.

*Helft den Krieg gewinnen.*³⁵

Die Kochkiste besteht aus einem Behälter aus Holz – es wurden z. B. Nudelkisten verwendet – und einem isolierenden Innenfutter aus Zeitungspapier, Decken oder Stroh.³⁶ Der Topf mit dem auf dem Herd angekochten Essen wird heiß für mehrere Stunden in die Kochkiste gestellt und kann dort energiesparend weitergaren. Besonders nützlich wird die Kochkiste in den späteren Kriegsjahren und den ersten Nachkriegsjahren, als für neun Stunden täglich das Gas abgestellt wird und es an anderem Brennmaterial mangelt.³⁷

Ab dem 15. März 1915 werden Brotmarken eingeführt und damit die Abgabe von Backwaren eingeschränkt. Die Haushalte müssen sich festlegen, bei welchem Bäcker sie ihr Brot kaufen werden. Der Vaterländische Frauenverein bietet Vorträge über Volksernährung an, und nachdem die Abgabe von Fett auf 30–40 Gramm pro Kopf und Tag reduziert wurde, gibt die Zentrale Einkaufsgesellschaft Flugschrif-

ten zur Volksernährung heraus. Die Nr. 9 zum Beispiel trägt den Titel „Die fettarme Küche“.³⁸ Die Drogerie Hammerschmidt in Hennef bedauert in einer Anzeige, dass die Herstellung von Korn- und Malzkaffee nicht mehr möglich ist und wirbt statt dessen für Kaffee-Ersatz mit einer Mischung aus Kaffee und Fruchtkaffee.³⁹

Immer wieder greift die Bürgermeisterei Hennef und an ihrer Spitze Bürgermeister Ungermann in das Marktgeschehen ein, indem sie Höchstpreisverordnungen erlässt: ein Pfund Kartoffeln darf nur 4 Pfennig kosten, Butter 2,75 Mark und ein Pfund Schweinebraten 1,90 Mark. Fleisch und Butter bleiben ein Luxus für die Familien der Soldaten, die Kriegerfrauen erhalten nur 15 Mark Unterstützung in der Woche und 7,50 Mark für jedes Kind. Auch für Gemüse, Milch, Eier, Mehl werden immer wieder Höchstpreise festgelegt. Dagegen protestieren im September 1915 die Vereinigten Kolonialwarenhändler aus Siegburg. Sie wehren sich gegen den Vorwurf zu hoher Preise und sind gegen die Grün-

Butter-, Käse- und Erbsen-Verkauf.

Am **Mittwoch**, den **5. April 1916**, nachmittags von **1 Uhr ab**, werden in der **Fortbildungsschule** zu Hennef.

Butter	zu 2,90 Mk. das Pfund in 1/2 Pfund Paketen
Holländer Käse	" 2,20 " " " 1 " "
geschälte Erbsen	" 40 Pfg " " 2 " "

verkauft.

Ausweisarten werden von 12,30 Uhr ab an der Fortbildungsschule ausgegeben.

Dieser Butterverkauf findet noch ohne die neu vorgeschriebenen, z. Bt. noch nicht hergestellten Butterarten statt.

Hennef, den 31. März 1916.

Der Bürgermeister: **Ungermann**

Anzeige der Gemeinde Hennef betreffend den Butter-, Käse- und Erbsenverkauf, HVZ 1.4.1916, Nr. 40.

dung eines „Lebensmittelamtes“, da sie ihre Freiheit als Händler erhalten wollen.⁴⁰

Lebensmittel wie Milch, Kaffee, Fleisch werden so rationiert, dass es in jeder Familie pro Woche mindestens einen fleischfreien Tag geben muss. Der Mangel an Fleisch wirkt sich bis zum Kriegsende immer stärker aus: Aus fleischfreien Tagen werden fleischlose Wochen ohne Ersatz durch andere Lebensmittel. Immer wieder wird darauf hingewiesen, dass Verzicht vaterländische Pflicht ist und dass immer noch zu viele Menschen zu viel essen und dadurch egoistisch handeln. Doch einigen Anweisungen begegnet die Hennefer Volks-Zeitung auch kritisch: Als die Bevölkerung aufgefordert wird, doch mehr Seefisch statt Fleisch zu essen, kommentiert die Zeitung, dass die Preise für Seefisch so hoch wie die von Rindfleisch seien und damit unerschwinglich.⁴¹ Die Gartenbesitzer werden aufgefordert, so viel Kartoffeln und Gemüse wie möglich anzubauen. Die Kleingärtner antworten darauf, dass die Saatkartoffeln bei einem Preis von 16–18 Mark für den Zentner nicht erschwinglich seien. Die Hennefer Volks-Zeitung macht sich zu ihrem Sprachrohr und fordert von Bürgermeister Ungermann, Höchstpreise festzusetzen oder selbst Saatgut auszugeben. Dies geschieht prompt, die Saatkartoffeln kosten bei der Ausgabe durch die Gemeinde nur noch 8,60 Mark pro Zentner.⁴²

Der Verkauf vieler Lebensmittel wird in Hennef zentral organisiert, Bürgermeister Ungermann veröffentlicht die Verkaufstermine in der Hennefer Volks-Zeitung. Die Gewerbliche Fortbildungsschule der Carl-

Reuther-Stiftung in Hennef, die aus Mangel an Schülern geschlossen wurde, wird zum Lebensmittellager. Mit der Hilfe des Vaterländischen Frauenvereins werden dort Eier, Butter, Käse, Gemüse und vielerlei Lebensmittel verkauft oder gegen Marken oder Berechtigungsscheine abgegeben. Bürgermeister Ungermann organisiert einen solchen Verkauf noch schnell am 1. April 1916, bevor die Buttermarken ab dem 5. April den Verbrauch noch weiter einschränken.⁴³ Für die Frauen bedeutete das, sich ständig zu informieren, wann der nächste Verkauf stattfindet, zu welchen Zeiten auch immer zur Verfügung zu sein und im kalten Winter und Frühjahr stundenlang Schlange zu stehen. Die Folge der langen Schlangen ist eine neue Verordnung des Bürgermeisters: „Das Aufstellen an der Fortbildungsschule bei den Verkäufen darf in Zukunft nicht früher wie eine Stunde vor dem Verkaufe erfolgen“.

Zur Finanzierung des Krieges legt der Staat „Kriegsanleihen“ auf und die Bevölkerung wird aufgefordert, sie mit ihrem ersparten Geld zu zeichnen. Selbst kleinste Anteile können bei den Sparkassen des Siegkreises gekauft werden. Schon bald zieht der Staat die Wertsachen seiner Bürger ein: Goldmünzen sollen an die Reichsbank zurückgegeben werden, alle Gegenstände aus Kupfer, Messing, Nickel werden beschlagnahmt. Die Abgabe von Goldschmuck, Ringen, Broschen, Ketten in der Sparkasse Hennef wird als „patriotische Ehrenpflicht“ verstanden, der Goldpreis soll später erstattet werden.⁴⁴ Es folgt eine Bestandsaufnahme für Schlafdecken, Steppdecken, Wandbehänge,

Obst- und Gemüse- verwertungskursus.

Am 2. August vorm. 9 Uhr beginnt im Saale des Gastwirts Wingen zu Hennes ein 2tägiger Obst- und Gemüseverwertungskursus für Frauen und Mädchen. Der theoretische und praktische Teil des Kursus liegt in den Händen des Herrn Obstbaulehrer Wengeroth aus Trier. Die Teilnahme

*Anzeige der Gemeinde Hennes betreffend
die Verteilung von Holzschuhen,
HVZ 20.1.1917, Nr. 8.*

Tischwäsche und überzähliger Kleidung. Selbst die Toten sollen nicht in „wertvoller Kleidung bestattet werden, alle Kleidung wird für die Lebenden gebraucht.“⁴⁵ Die Vorräte an Tee, Kaffee, Kakao werden erhoben, Kartoffelvorräte über 20 kg sind anzuzeigen, die Brotgetreide-Ernte wird beschlagnahmt. Ungebrauchte Stoffe und Strickwaren werden ebenso beschlagnahmt. Fahrradreifen und Schläuche müssen abgeliefert werden, und das Fahrradfahren ist nur auf das Notwendigste zu beschränken. Die Schuhe sind zu schonen, es sind nur noch Sandalen zu tragen, die Gemeinde verteilt sogar Holzschuhe.

Hühnerhalter sollen, sofern sie mehr als vier Hennen besitzen, Eier abliefern, bei zehn Hennen sechs Eier in der Woche. Leider folgen die Hühnerhalter der Aufforderung nicht, sie verbrauchen die Eier im eigenen Haushalt oder verkaufen sie unter der Hand. „Schleichhandel“ nennt dies Bürgermeister Ungermann und droht den säumigen Ablieferern, sie demnächst bei der Verteilung von Lebensmitteln, z. B. Einmachzucker, zurückzustellen.⁴⁶ Auch das „Hamsterfieber“ wird

an dem hohen moralischen Anspruch an die Menschen gemessen: „Der Umfang, in dem es geübt wurde und geübt wird, wirft ein bedenkliches Licht auf die soziale Reife und den Mangel an Pflichtgefühl der Gesamtheit gegenüber, ... es bleibt ... ein Raub am Nächsten“.⁴⁷ Um die knappen Lebensmittel zu strecken, müssen sich die Hausfrauen viel einfallen lassen. Noch mehr findige Köpfe versuchen, mit „Streckungsmitteln“ Gewinn zu machen. Gewarnt wird vor „Eier-Ersatzmitteln“ wie „Eidol“, die aus gefärbtem Kartoffelmehl oder Schlämmkreide und „1 Prozent Eiweiß unbestimmter Herkunft“ bestehen,⁴⁸ „Kartoffelmehlersatz“ aus Spelzen oder gesundheitsschädlichem Holzmehl, „Butter-Streckungsmittel“ aus ausgelassenem Rindertalg, Fleischbrüherersatzmittel aus 97% Kochsalz und Farbstoff⁴⁹ oder Kakao-mehl mit Baumrinde und Gips⁵⁰. Schädlich sei auch die Gewinnung von Fett aus Baumknospen, meldet die Zeitung, das Ergebnis seien ungenießbare Harze und Gerbsäure.⁵¹ Helfen sollen dagegen Anleitungen zum Herstellen von Kunsthonig

Obst- und Gemüse- verwertungskursus.

Am 2. August vorm. 9 Uhr beginnt im Saale des Gastwirts Wingen zu Hennes ein 2tägiger Obst- und Gemüseverwertungskursus für Frauen und Mädchen. Der theoretische und praktische Teil des Kursus liegt in den Händen des Herrn Obstbaulehrer Wengeroth aus Trier. Die Teilnahme ist unentgeltlich. Anmeldungen sind an die
Landw. Winterschule Hennes
zu richten.

*Obst und Gemüseverwertungskurs für
Frauen und Mädchen,
HVZ 28.7.1917, Nr. 91.*

und Tipps für die Küche: Butter kann man strecken, indem man sie anwärmt und Milch hinzufügt, süße Marmelade kann mit ungesüßtem Apfelmus gestreckt werden, Obstmus kann überhaupt Butter und Marmelade ersetzen, Obst wiederum kann mit gelben Rüben oder Kohlrabi, Kürbis oder Tomaten gestreckt werden.

Fleisch streckt man mit Stockfisch und Mehl. Da auch der Zucker knapp wird, gibt es Anleitungen, wie man Obst auch ohne Zuckerzusatz konservieren kann.⁵² Fleisch soll als Ragout oder Frikassee zubereitet werden, damit es nach mehr aussieht, und: „Gutes Kauen fördert das Wohlbefinden!“⁵³

Der überaus feuchte Sommer 1916 mit andauerndem Regen schürt die Ängste vor einer Missernte, aber die Menschen werden beruhigt: „Pflanzen brauchen Wasser.“⁵⁴ Es klingt nahezu zynisch, wenn die Landwirtschaftskammer Berlin sich vehement gegen die „Schwarzmalerei in der Nahrungsmittelsituation“ wendet, weil „unsere Lebensmittelversorgung trotz aller Schwierigkeiten auf gesichertem Boden steht“.⁵⁵ Die Missernte im Herbst 1916 führt zu Gartendiebstählen in Hennef, so dass Bürgermeister Ungermann beurlaubte Soldaten als Feldhüter einsetzen muss.⁵⁶ Es folgt ein ungewöhnlich harter Winter, der als „Hungerwinter“ oder „Steckrübenwinter“ in die Geschichtsschreibung eingeht. Die Auslieferung von Kartoffeln wird immer mehr eingeschränkt bis auf 3 Pfund die Woche. Ersatzweise kann man 8 Pfund Kohlrüben erhalten, allerdings gibt es Kartoffeln nur dann, wenn man auch Steckrüben, auch

Wruken oder Erdkohlrabi genannt, erwirbt. Schon der starke Kohlgeruch der normalerweise als Viehfutter verwendeten Rüben erzeugt bei vielen Menschen Unbehagen. Durch die wässrige Konsistenz eignen sich die Steckrüben eher für die berühmte „Kohluppe“. Steckrüben werden für die Kriegszeit zum alles beherrschenden Gemüse. „So wurden neben den typischen Steckrübensuppen und -eintöpfen Schnitzel daraus paniert, Marmeladen eingekocht, Kuchen gebacken, Mehl gewonnen, Kaffee-Ersatz gekocht und sogar Sauerkraut imitiert.“⁵⁷ Die Zeitschrift „Der wahre Jacob“ setzt sich in der „Ode an die Steckrübe“ auf satirische Weise mit dem ungeliebten Nahrungsmittel auseinander:

Ode an die Steckrübe
Endlich kommst du auch zu Ehren,
Allerliebste Knolle ...
Rund gedeihst du in der Erde,
dick wie eine Kruke,
Sonst für Rinder und für Pferde,
Goldiggelbe Wruke.
Manchmal aß der Mensch dich auch,
aber nur mit Schweinebauch
 ...
Ja, wer hatt' von deiner Sorte
je gewagt zu denken,
dass sie Kuchen uns und Torte
sinnig würde schenken ...
Was sind Austern und Kapaunen
gegen dich, du liebe,
die wir täglich neu bestaunen,
*wunderbare Rübe!*⁵⁸

Schaut man allerdings in die Rezeptbücher von heute, so erlebt die Steckrübe dort ihre Rehabilitierung als edles Gemüse. Selbst Starköche wie Tim Mälzer

werben für sie mit Rezepten wie „Omas Steckrübeneintopf“.⁵⁹ Ein weiteres Nahrungsmittel, mit dem die Hausfrauen in Deutschland erst noch vertraut gemacht werden müssen, ist der Klippfisch oder Stockfisch. Heft 15 der „Flugschriften zur Volksernährung“ ist der Herkunft, der Herstellung und der Bedeutung des Klippfisches für die Volksernährung gewidmet. Fischfleisch, Haut und Gräten werden fein zerkleinert, im Verhältnis 2:1 mit Rindfleisch vermischt und unter dem Namen „De De Fleisch“ zu Hackfleisch und Wurst verarbeitet. Viele Rezepte sollen den Hausfrauen zeigen, wie sie Klippfisch als Fleischersatz verwenden können.⁶⁰ Heft 12 dieser Reihe widmet sich der Kartoffelküche und bietet Rezepte für „Kartoffelspeisen ohne Fettzusatz“, denn „Fette Suppen sind von Aerzten vielfach und mit gutem Grund angefeindet worden, weil Fett die Magenverdauung verzögert ...“ Hier können „Kriegsklöße ohne Mehlsatz“ gekocht werden, aus deren Brühe man am nächsten Tag mit Maisgrieß eine „ausgiebige Suppe“ zubereiten sollte, und am Ende des Heftes bekommt die Hausfrau unter anderem eine Anleitung zur Herstellung von Eiweißersatz aus Kartoffeln.⁶¹ Spätere Hefte informieren über „Wildpflanzen in der Küche“⁶² oder über „Das Wintergemüse als Volksnahrung“⁶³.

Auch die Nationale Frauen-Gemeinschaft gibt 1915 ein „Kleines Kochbuch“ mit dem Titel „Kriegshaushalt“ heraus, in dem sie die Hausfrauen zu „... berufenen Helfern im Kampfe um das Dasein unseres Volkes“ ernennt und Rezepte für die sparsame Kriegsküche mit den jeweiligen Kos-

ten in Pfennigbeträgen zusammenstellt: Steckrübeneintopf mit Speckwürfeln kostet für vier Personen nur 70 Pfennig.⁶⁴

Man kann davon ausgehen, dass die Bevölkerung in ländlichen Gemeinden wie Hennef mehr Möglichkeiten zur Selbstversorgung hatte als die Menschen in den Städten. Aber der Mangel ist auch hier schrecklich sichtbar und führt dazu, dass Bürgermeister Ungermann am 9. Dezember 1916 bekannt gibt: „Die von der Gemeinde eingerichtete Kriegsküche eröffnet ihren Betrieb am Montag, den 18. Dezember 1916 in der Fortbildungsschule in Hennef.“ Geöffnet ist die Küche an fünf Tagen in der Woche mittags und abends jeweils für eine Stunde. 45 Pfennig kostet ein Liter Essen. Es gibt zum Beispiel Graupensuppe mit Rindfleisch, Leberwurst mit Scheibenkartoffeln und Zwiebeltunke, Klippfisch mit Kartoffeln und Sauerkraut, sonntags Schweinebraten mit grünen Bohnen und Kartoffeln. Der Speiseplan wird wöchentlich in der Zeitung veröffentlicht. In den ersten Monaten gibt es fast täglich ein Gericht mit Fleisch, später nur noch zweimal in der Woche. Jeder ist berechtigt, hier Essen abzuholen, und bereits nach fünf Tagen kann die Kriegsküche mehr als 300 Teilnehmer melden.⁶⁵

Das Kriegsernährungsministerium verkündet für 1917 positive Ernteergebnisse und spricht zum ersten Mal von der „Mißernte“ 1916⁶⁶, kündigt aber schon eine Woche später an, es gebe daher ab Mitte August mehr Brot, aber noch weniger Fleisch.⁶⁷ Wer sich zum Eigenbedarf ein paar Hühner oder Ziegen hält, hat Schwierigkeiten bei der Futterbeschaffung, und

Kriegsküche Hennef.	
Der Speisezettel der Kriegsküche Hennef in der Woche vom 30. Juli bis 5. August 1917 ist folgender:	
Montag:	Rindfleischsuppe mit Einlage.
Dienstag:	Graupen mit Saft.
Mittwoch:	Rindfleisch mit Wirsing und Kartoffeln.
Donnerstag:	Gemüsesuppe mit Fleischklößchen.
Freitag:	Sardinen, frischer Weißbrot und Kartoffeln.
Samstag:	Leberwurst und Bayerisch Kraut.
Sonntag:	Rinderbraten, Schneidebohnen und Kartoffeln.

Speisezettel der Kriegsküche Hennef in der Woche vom 30. Juli–5. August 1917.
HVZ 28.7.1917, Nr. 91.

so findet man in den letzten Kriegsjahren mehrere Anzeigen wie diese: „2 Ziegen wegen Futtermangels zu verkaufen, Geistingen, Bachstr. 213“.⁶⁸ Die Schulen werden verpflichtet, an 25 Tagen im Jahr Laub zu sammeln. Mit Melasse vermischt dient es der Fütterung der Pferde an der Front.⁶⁹ Getrocknete und gesäuberte Obstkerne sollen zur Gewinnung von Öl abgeliefert werden, und es ergeht die Aufforderung, Brennesseln zu sammeln zur Herstellung von Nessel als Ersatz für Jute und Baumwolle: „10 kg rappeltrockene 60 cm lange Stengel“ bringen 4 Mark und einen Anspruch auf Zuteilung von Nähgarn.⁷⁰

Mangel und Hunger sind die Lebenswirklichkeit im vierten Kriegsjahr. In der Hennefer Volks-Zeitung finden sie nur versteckt Erwähnung, denn es gibt vor allem in der ersten Monaten des Jahres 1918 nur ganz wenige Meldungen über die Lebensmittelversorgung. Aber Ankündigungen, dass es für die Fettkarte 30 Gramm Butter pro Person und Woche gebe⁷¹ und dass beim Verkauf von Heringen für jede Familie 4 Heringe abgegeben werden,⁷² enthüllen das Ausmaß des Mangels. Bis lange nach Kriegsende gibt es weiterhin

„fleischlose Wochen“, dann erhalten die Familien Roggenmehl statt Fleisch auf ihre Fleischkarten und manchmal nicht einmal Mehl, sondern „höchstens Kartoffeln“.⁷³

Im Juli 1918 veröffentlicht die Hennefer Volkszeitung unter „Eingesandt“ einen der sehr seltenen Leserbriefe und begründet dies mit den „berechtigten Wünschen einer großen Zahl unserer Leser“: „... unverstänlich ist es, dass es noch Leute gibt, die scheinbar glauben, der Krieg ... gehe sie nichts an ... und die so in geradezu unverantwortlicher Weise Lebensmittel zusammenschachern und dieselben der Allgemeinheit entziehen. ... wurde in Hennef eine Rechnung ... an Frau Gutsbesitzer Wilhelm Reuther über im Monat Juli gelieferte Lebensmittel gefunden. ... 27 Pfund Butter zu 5 M das Pfund, 108 Liter Milch zu 40 Pf. der Liter, 80 Eier zu 40 Pf. das Stück, 2 Liter Sahne ... Solche Sachen sind nicht dazu angetan, der schwer belasteten Allgemeinheit das Durchhalten erträglich zu gestalten.“ Der Einsender hofft, „dass die Polizeiorgane mit aller Strenge solchem Treiben entgegentreten.“⁷⁴ Es gibt in den folgenden Tagen keine öffentliche Reaktion auf diesen Zeitungsartikel, aber wie viel Zorn der Mitbürger mag sich nach dieser Veröffentlichung über der stadtbekannten Familie Reuther entladen haben?

Mit der Unterzeichnung des Waffenstillstandes am 11. November 1918 enden zwar die Kriegshandlungen, aber die Knappheit der Lebensmittel und die Beschränkungen des alltäglichen Lebens wirken sich nun noch dramatischer für

Notales.

Lebensmittelversorgung für den Monat April in der Bürgermeisterei Hennef.

Für die allgemeine Bevölkerung der Bürgermeisterei Hennef sollen für April überwiesen werden: **Teigwaren, Weizengries, Kindergerstenmehl, Sago u. Saferfabrikate.** Nach Eintreffen der Waren wird die Kommission diese wöchentlich unter die 7100 Versorgungsberechtigten zur Verteilung bringen. Außerdem werden von den letzten Ueberweisungen noch **Grapen, Marmelade und Kuchenhonig** zur Abgabe kommen.

Der Bestand an **Zucker** ermöglicht die regelmäßige vorgeschriebene Ausgabe.

Milch geht leider immer mehr zurück wegen Mangel an Milchvieh und Futter, wird sich aber mit der demnächstigen Weidenutzung heben.

In wie weit **Fett** abgegeben werden kann, läßt sich noch nicht übersehen. Die wöchentlichen Zuweisungen aus dem unbefestigten Deutschland an den Kommunalverband, der die Verteilung an die Gemeinden vornimmt, sind dafür bestimmend. Der Eingang an Butter aus der Bürgermeisterei ist aus den für die Milch angegebenen Ursachen gering, davon müssen in erster Linie die nach ärztlichen Attest notwendigen Mengen für die Kranken entnommen werden, der Rest wird nach Vorrat verkauft.

Die **Brot**-Ausgabe wird die gleiche wie bisher bleiben. Mit dem 15. ds. Mts ist der Siegreis wieder Selbstversorger geworden, wodurch hoffentlich sich bald eine gute Wirkung auch dahin bemerkbar machen wird, daß der noch rückständige Ausdruck des hier vorrätigen Getreides ungesäumt erfolgt die hiesigen Mühlen wieder mahlen und besseres Mhl in die Erscheinung tritt.

Bekanntgabe der Roggenmehl-Abgabestellen während einer fleischlosen Woche, HVZ 21.11.1918, Nr. 138.

die Bevölkerung aus. Die Soldaten kehren von der Front zurück, viele verwundet, traumatisiert und nicht fähig, an ihre alten Arbeitsplätze zurückzukehren. Die Organisation der zentralen Lebensmittelversorgung durch die Gemeinde und die Versorgung durch die Kriegsküche müssen fortgesetzt werden.

Fleisch und Fett sind noch knapper als zuvor, statt Fleisch gibt die Gemeinde $\frac{1}{2}$ Pfund Roggenmehl aus und 50 Gramm Butter pro Kopf und Woche.⁷⁵

In Zeitungsartikeln wird die Hoffnung ausgedrückt, dass „die gegnerischen Mächte“ die Lebensmittelzufuhr zulassen mögen, von der Deutschland bisher „abge-

Notales.

Lebensmittelversorgung für den Monat April in der Bürgermeisterei Hennef.

Für die allgemeine Bevölkerung der Bürgermeisterei Hennef sollen für April überwiesen werden: **Teigwaren, Weizengries, Kindergerstenmehl, Sago u. Saferfabrikate.** Nach Eintreffen der Waren wird die Kommission diese wöchentlich unter die 7100 Versorgungsberechtigten zur Verteilung bringen. Außerdem werden von den letzten Ueberweisungen noch **Grapen, Marmelade und Kuchenhonig** zur Abgabe kommen.

Der Bestand an **Zucker** ermöglicht die regelmäßige vorgeschriebene Ausgabe.

Milch geht leider immer mehr zurück wegen Mangel an Milchvieh und Futter, wird sich aber mit der demnächstigen Weidenutzung heben.

In wie weit **Fett** abgegeben werden kann, läßt sich noch nicht übersehen. Die wöchentlichen Zuweisungen aus dem unbefestigten Deutschland an den Kommunalverband, der die Verteilung an die Gemeinden vornimmt, sind dafür bestimmend. Der Eingang an Butter aus der Bürgermeisterei ist aus den für die Milch angegebenen Ursachen gering, davon müssen in erster Linie die nach ärztlichen Attest notwendigen Mengen für die Kranken entnommen werden, der Rest wird nach Vorrat verkauft.

Die **Brot**-Ausgabe wird die gleiche wie bisher bleiben. Mit dem 15. ds. Mts ist der Siegreis wieder Selbstversorger geworden, wodurch hoffentlich sich bald eine gute Wirkung auch dahin bemerkbar machen wird, daß der noch rückständige Ausdruck des hier vorrätigen Getreides ungesäumt erfolgt die hiesigen Mühlen wieder mahlen und besseres Mhl in die Erscheinung tritt.

Vorausichtlich können einmal frische **Eier** auf Karte abgegeben werden.

Auf **Rindfleisch** wird nicht stark zu rechnen sein; es ist kaum möglich, Schlachtwiehe aufzubringen. Vorausichtlich wird aber dem Kommunalverband bis auf weiteres wöchentlich von der britischen Besatzung **Pferdefleisch** überwiesen werden, das zu 1,80 Mk. für das Pfund zur Abgabe auf Fleischkarte kommen soll. Die Verhandlungen dieserhalb sind noch nicht abgeschlossen.

Fische sind noch nicht vorhanden, werden aber hoffentlich wie in den benachbarten Städten auch dem Siegreis zugänglich gemacht werden.

Bei einigen Haushaltungen macht sich schon Mangel an **Speisekartoffeln** geltend. Der vorhandene Bestand ist sehr gering und in erster Linie für die heimkehrenden Krieger bestimmt. Der Bürgermeisterei ist aber eine beschränkte Belieferung in Aussicht gestellt worden, worüber bei Eintreffen Mitteilung erfolgen wird.

Die bestellten **Saatkartoffeln** sollen in allernächster Zeit, sobald der Frostgefahr wegen die Wieten geöffnet und die Transporte bewerkstelligt werden können, eintreffen. Einige Frühjahrskartoffeln — 40 Zentner — sind eingegangen und mit je $\frac{1}{2}$ Zentner an die erstgemeldeten kleinen Gartenbesitzer abgegeben worden. Bei Eingang weiteren Saatguts erfolgt Nachricht an die Besteller.

Petroleum kommt voraussichtlich im April mit $\frac{1}{4}$ Liter auf die Karte zur Ausgabe.

Die für die Kranken und Kinder nötigen ärztlich festgesetzten Stärkungsmittel sind gesichert. Frischmilch wird in einzelnen Fällen durch Büchsenmilch ersetzt werden müssen.

Bericht zur Lage der Lebensmittelversorgung für den Monat April 1919 in der Bürgermeisterei Hennef, HVZ 25.3.1919, Nr. 35.

sperrt“ sei, aber „für die nächsten Monate ist Erleichterung noch nicht zu erwarten“ und die Angst vor einer Hungersnot steigt.⁷⁶ Die Lebensmittelnot wird zum nationalen Problem, als die Nationalversammlung in Berlin im März 1919 feststellt: „Die in Deutschland greifbaren Erntevorräte reichen nicht aus, um das deutsche Volk bis zur Einbringung der diesjährigen Ernte zu ernähren.“⁷⁷ Daraufhin bewilligen die Siegermächte die Auslieferung von 150 Schiffen mit Lebensmitteln gegen die Zahlung von neun Passagierdampfern. Für die 7100 Versorgungsberechtigten der Gemeinde Hennef veröffentlicht der Bürgermeister ab April 1919 monatlich eine Liste der Lebensmittel, die im jeweiligen Monat zum Verkauf kommen: Die Lieferung von Rindfleisch, Fisch und Fett ist unwahrscheinlich, mehr als 105 Gramm Fleisch- oder Wurstwaren pro Person und Woche können nicht abgegeben werden, frische Milch und Kartoffeln sind fast nicht mehr lieferbar, noch zu haben sind Teigwaren, Graupen, Marmelade, Kunsthonig.⁷⁸ Einige Lebensmittel wie Eier, Fisch oder Pferdefleisch kommen alsbald in den freien Verkauf, was zu rasanten Preissteigerungen führt. Während das Pfund Schweinefleisch noch 1914 für 1,90 Mark verkauft wurde, steigt der Preis nach Kriegsende in der Metzgerei Engelbert in der Warth von 12 Mark im August bis auf 23 Mark am Ende des Jahres, Schmalz ist ebenso teuer.⁷⁹ Schon jetzt machen sich auch der Verfall der Mark und die beginnende Inflation bemerkbar.

Im Dezember 1918 wird das Rheinland von den Briten besetzt. Es wird ein

rechtsrheinischer Brückenkopf in einem Umkreis von 30 km um Köln gebildet, der Geistingen, Hennef, Bröl, Allner und andere Ortsteile umfasst. Die Grenze zur neutralen Zone befindet sich in Hennef in der Warth.⁸⁰ Ab sofort erhält der Titel der Hennefer Volks-Zeitung den Zusatz „Gedruckt mit Erlaubnis der britischen Militärbehörde“.⁸¹

Angesichts der steigenden Hungersnot beschließt die britische Militärbehörde, in den Kommunen des besetzten Gebietes Lebensmittel aus Heeresbeständen zu verteilen: Büchsenfleisch, Fleisch mit Gemüse, Bohnen mit Schweinefett und Zwieback.⁸² Nicht nur diese Aktion führt an der Grenze zum neutralen Gebiet, die in der Warth etwa auf der Höhe des Hauses Ennenbach verläuft, zu reger Schmugglertätigkeit. Die Hennefer Volks-Zeitung veröffentlicht die Bilanz: „Im Monat Juli wurde von der hiesigen Gendarmerie beschlagnahmt: 980 Pfund Fleisch, 102 Pfund Butter, 15 Pfund Schmalz und 195 Pfund Mehl“ Die Zeitung fordert „energisches Einschreiten gegen ... Schleicher, Schieber und ähnliches Gesindel.“⁸³

Der Pfarrer Rainer Hubert Schüller, seit 1916 Seelsorger der Pfarrgemeinde Warth, sieht seine Kirche und einen Teil seines Pfarrbezirks mit einem Mal außerhalb des besetzten Gebietes. Er berichtet, wie sich der Grenzübergang Warth einerseits zu einem Abschiebeplatz für unlieb-same Bürger entwickelt, aber auch, dass er ein idealer Schmugglerweg für Waren aller Art war, hatte er doch erwirkt, dass die Mitglieder seiner Gemeinde nicht einmal ihren Pass vorzeigen mussten, wenn

sie angaben, die Messe in der Warther Kirche besuchen zu wollen. „Das dadurch entstandene Schlupfloch in Warth war bald im ganzen besetzten Westen bekannt.“⁸⁴

Die dramatische Knappheit an Lebensmitteln, die Arbeitslosigkeit, die Inflation verstärken die Not im Nachkriegsalltag, auch wenn die Menschen mit viel Energie versuchen, Sport und Kultur in der Gemeinde wieder zu beleben. Die Hennefer Volks-Zeitung spiegelt diese Entwicklung in den zahlreicher werdenden Anzeigen, in Vereinsnachrichten von Chören und Sportvereinen, in Ankündigungen von

Konzerten, Theaterveranstaltungen und Bällen, aber auch in den regelmäßig veröffentlichten Listen der Hennefer Bürger, die nach und nach aus der Kriegsgefangenschaft heimkehren. Die persönlichen und die gesellschaftlichen Verluste zu verarbeiten, sich mit einer neuen, unsicheren politischen Situation abzufinden, dies alles stellt hohe Anforderungen an die vom Krieg ausgelaugten Menschen im Siegkreis. Und so dauert es noch Jahre, bis sich nach Kriegsende und der Zeit der Besetzung des Rheinlands die Lebensbedingungen zum Positiven verändern.

Literatur

Balensiefen, Friedrich/Fischer, Helmut: Hennefer Zeitung/Hennefer Volks-Zeitung, Politik und Wirtschaft, Kultur und Alltag in einem Lokalblatt, Erster Teil 1891–1914 (Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Hennef-Sieg, Band 7), Hennef 1979.

Dies. Zweiter Teil: 1914–1940. (Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Hennef-Sieg, Band 8), Hennef 1980.

Beitl, Klaus (Hrsg.): Methoden der Dokumentation der Gegenwartsvolkskunde: Die Zeitung als Quelle, Referate des 1. Internationalen Symposions für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften ... 1983 in Mattesburg, Wien 1988.

Düllfer, Jost/Hillgruber, Andreas, (Hrsg.): PLO-ETZ, Geschichte der Weltkriege: Mächte, Ereignisse, Entwicklungen 1900–1945, Freiburg i.Br. 1981.

Hennefer Volks-Zeitung, erschienen 1891–1940, Hrsg. Peter Stroß 1891–1918, Hrsg. Armand Stroß 1918–1940, Archiv der Stadt Hennef, digitales Archiv: <http://www.hennef.de/index.php?id=308> (Stand 17.07.2013).

Herzfeld, Hans: Der erste Weltkrieg, DTV – Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München 1968.

Der wahre Jakob, Illustrierte Zeitschrift für Satire, Humor und Unterhaltung, Nr. 799, 2. März 1917, S. 9217 (<http://wahre-jacob.uni-hd.de>) (Stand 12.11.2012).

Korte-Bröger, Andrea: Das Rote Kreuz in Siegburg im ersten Weltkrieg. In: 100 Jahre Deutsches Rotes Kreuz Siegburg 1895–1995.

Kriegshaushalt – Kleines Kochbuch hrsg. von der Nationalen Frauen-Gemeinschaft, Köln 1915.

Markmüller, Fritz: Fest und Fei ergestaltung während der NS-Zeit. Im Spiegel der Lokalpresse Stadt Dingolfing 1933–1937, Teil II in: Der Storchenturm, Geschichtsblätter für die Landkreise um Dingolfing, Landau und Vilsbiburg 21.–22. Jahrg. 1986/87, S. 1–261.

Stadtarchiv der Stadt Königswinter, Bestand Oberkassel Nr. 876 und 877: Zentrale Einkaufsgesellschaft mit beschränkter Haftung (Hrsg.): Flugschriften zur Volksernährung, Heft 11, Heft 12, Heft 15, Heft 23.

Witkop, Philipp, (Hrsg.): Kriegsbriefe gefallener Studenten. München 1928.

<http://gemeinden.erzbistum-koeln.de/liebfrauen-hennef/pfarrgeschichte/> [Stand 17.02.2014].

<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/steckrueben-rezept-verbeugung-vor-der-knollenprinzessin-a-749067.html> [Stand 21.11.2012].

Anmerkungen

Für die vorliegende Arbeit wurden alle Ausgaben der Hennefer Volks-Zeitung 1914–1920 herangezogen. Ich danke der Stadt Hennef, dass sie alle vorhandenen Ausgaben der Zeitung online verfügbar gemacht hat.

Abkürzungen

HVZ = Hennefer Volks-Zeitung

* Überarbeitete Fassung des gleichnamigen Beitrags in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Hennef, Band 8 [2014].

1 HVZ 18.10.1914

2 http://www.wir-rheinlaender.lvr.de/erster_weltkrieg/keldenich.htm und: http://www.wir-rheinlaender.lvr.de/erster_weltkrieg/peter+falkenstein.htm [Stand 15.11.2012]

3 Witkop, Philipp, (Hrsg.): Kriegsbriefe gefallener Studenten, München 1928

4 HVZ 09.09.1914

5 Balensiefen, Friedrich und Fischer, Helmut: Hennefer Zeitung/Hennefer Volks-Zeitung. Politik und Wirtschaft, Kultur und Alltag in einem Lokalblatt. Erster Teil 1891–1914 (Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Hennef-Sieg, Band 7), Hennef 1979, S. 12

6 Dies.: Zweiter Teil: 1914–1940. (Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Hennef-Sieg, Band 8), Hennef 1980, S. 5

7 HVZ 05.11.1914

8 Beitzl, Klaus (Hrsg.): Methoden der Dokumentation der Gegenwartsvolkskunde. Die Zeitung als Quelle. Referate des 1. Internationalen Symposions für Gegenwartsvolkskunde

<http://www.tim-maelzer.info/rezepte/suppen-und-eintoepfe/2008/10/omas-steckruebeneintopf/> [Stand 21.12.2012].

http://www.wir-rheinlaender.lvr.de/erster_weltkrieg/keldenich.htm

http://www.wir-rheinlaender.lvr.de/erster_weltkrieg/peter+falkenstein.htm [Stand 15.11.2012].

der Österreichischen Akademie der Wissenschaften ... 1983 in Mattesburg, Wien 1988

9 Markmüller, Fritz: Fest- und Fei ergestaltung während der NS-Zeit. Im Spiegel der Lokalpresse der Stadt Dingolfing 1933–1937, Teil II. In: Der Storchenturm. Geschichtsblätter für die Landkreise um Dingolfing, Landau und Vilsbiburg 21.–22. Jg. 1986/87, S. 16

10 HVZ 16.09.1914

11 HVZ 06.08.1914

12 HVZ 07.08.1914

13 HVZ 01.09.1914

14 HVZ 21.10.1914

15 HVZ 01.11.1914

16 HVZ 10.01.1915

17 HVZ 23.04.1915

18 HVZ 20.01.1915

19 HVZ 02.10.1914

20 HVZ 01.01.1915

21 HVZ 26.10.und 20.11.1915

22 HVZ 25.01.1916

23 Ungermann (1868–1927), Bürgermeister von Hennef 1910–1927

24 Korte-Bröger, Andrea: Das Rote Kreuz in Siegburg im ersten Weltkrieg. In: 100 Jahre Deutsches Rotes Kreuz Siegburg 1895–1995, S. 18

25 HVZ 30.09.1914

26 HVZ 30.11.1915

27 HVZ 26.03.1915

28 HVZ 11.08.1914

29 HVZ 06.01.1915

30 HVZ 24.01.1915

31 HVZ 03.01.1915

32 HVZ 06.02.1915

33 HVZ 30.01.1915

- 34 HVZ 30.05.1915
- 35 HVZ 06.07.1915
- 36 HVZ 22.12.1915
- 37 HVZ 18.09.1917
- 38 HVZ 18.08.1917
- 39 HVZ 31.03.1915
- 40 HVZ 16.10.1915
- 41 HVZ 18.09.1915
- 42 HVZ 17.04.1915
- 43 HVZ 30.03.1916
- 44 HVZ 01.04.1916
- 45 HVZ 10.06.1916
- 46 HVZ 11.08.1917
- 47 HVZ 09.06.1917
- 48 HVZ 04.04.1916
- 49 HVZ 28.11.1916
- 50 HVZ 11.01.1917
- 51 HVZ 09.12.1915 und 30.10.1917
- 52 HVZ 30.05.1917
- 53 HVZ 15.06.1916
- 54 HVZ 01.08.1916
- 55 HVZ 02.07.1916
- 56 HVZ 28.12.1915
- 57 HVZ 02.07.1916
- 58 <http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/steckrueben-rezept-verbeugung-vor-der-knollenprinzessin-a-749067.html> [Stand: 21.11.2012]
- 59 Der wahre Jakob, Illustrierte Zeitschrift für Satire, Humor und Unterhaltung, Nr 799, 2. März 1917, S. 9217 (<http://wahre-jacob.uni-hd.de>) [Stand: 12.11.2012]
- 60 <http://www.tim-maelzer.info/rezepte/suppen-und-eintoepfe/2008/10/omas-steckruebeneintopf/> [Stand 21.12.2012]
- 61 Archiv der Stadt Königswinter, Bestand Oberkassel Nr. 876 und 877: Zentrale Einkaufsgesellschaft mit beschränkter Haftung (Hrsg.): Flugschriften zur Volksernährung, Heft 15: Der Klippfisch als Volksnahrungsmittel und seine Verarbeitung zu Hackfleisch und Wurst.
- 62 Ebd. Heft 12
- 63 Ebd. Heft 23
- 64 Ebd. Heft 11
- 65 Kriegshaushalt – Kleines Kochbuch hrsg. von der Nationalen Frauen-Gemeinschaft, Köln 1915
- 66 HVZ 23.12.1916
- 67 HVZ 17.07.1917
- 68 HVZ 24.07.1917
- 69 HVZ 31.07.1917
- 70 HVZ 09.07.1918
- 71 HVZ 01.10.1918
- 72 HVZ 10.11.1917
- 73 HVZ 03.03.1918
- 74 HVZ 05.10.1918 u. 01.08.1918
- 75 HVZ 10.08.1918
- 76 HVZ 21.11.1918
- 77 HVZ 28.11.1918
- 78 HVZ 10.03.1919
- 79 HVZ 25.03.1919
- 80 HVZ 12.08.1919
- 81 HVZ 14.12.1918
- 82 HVZ 19.12.1918
- 83 HVZ 01.04.1919
- 84 HVZ 31.07.1919
- 85 Pfarrgeschichtsblätter der Pfarrgemeinde Liebfrauen Hennef-Wartha, Ausgabe 06, Hennef 2006, S. 2 f.

Limburgische Ortsschilder

Zweisprachigkeit, die ins Auge fällt

von Ton van de Wijngaard

In den letzten Jahren hat sich die Beschriftung mancher Ortsschilder im Rheinland geändert. „Klingenstadt Solingen“ oder „Kollpingstadt Kerpen“ ist da nun beispielsweise zu lesen. In unserer Nachbarprovinz Limburg sind ganz andere Veränderungen zu beobachten. Sie werden hier vom „Streektaal-functionaris“ dieser Provinz erläutert.

Auf der hinteren Umschlagseite finden Sie dazu das Ortsausgangsschild von Eys/Ees. Das Foto zierte so bereits den Umschlag der Zeitschrift „Jaarboek Veldeke Limburg“ (Jahrgang 2013). Das „Adië“, mit dem Rad- und Autofahrer dort verabschiedet werden, ist auch im Raum Aachen bekannt. (Die Redaktion)

Der Ortsanfang wird in den Niederlanden mit Hilfe eines blauen Schildes markiert, auf dem der Ortsname zu lesen ist. Ab hier gilt eine Geschwindigkeitsbegrenzung von 50, manchmal auch von 30 Stundenkilometern. In einem großen Teil der Niederlande steht der Ortsname ausschließlich auf Niederländisch auf den Schildern, nur in den beiden Provinzen Friesland und Limburg ist es anders. Dort sind die Schilder in zwei Sprachen ausgeführt: In Friesland auf Niederländisch und

Friesisch, in Limburg auf Niederländisch und Limburgisch. In diesem Beitrag wird die Entwicklung in der Provinz Limburg dargestellt, zu der u.a. Orte wie Venlo, Roermond, Kerkrade und Maastricht gehören (siehe Karte S. 77).

Die Charta

Im Jahr 1997 wurde das Limburgische vom niederländischen Staat als Regionalsprache im Sinne der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen anerkannt. Auch als Folge dessen entfaltete die Provinz Limburg von diesem Zeitpunkt an eine besondere Sprachpolitik, die darauf ausgerichtet ist, den Gebrauch dieser Regionalsprache und die Aufmerksamkeit für sie zu fördern.

Aufgrund des gewachsenen Interesses für das Limburgische kam um das Jahr 2000 u.a. die Frage nach einer normalisierten Schreibung der limburgischen Ortsnamen auf. Im Auftrag der Provinz stellte die provinzweit agierende Dialektorganisation „Veldeke-Limburg“ ein Register zusammen, in dem die Ortsnamen so geschrieben sind, wie es im Dialekt des betreffenden Ortes (der Stadt, des Dorfes, des Weilers) selbst üblich ist. Der Verfas-



Brunssum/Broenssum: Ortseingangsschild.

ser, Frens Bakker, trat dafür an Gewährsleute in möglichst vielen limburgischen Orten heran und hielt die Aussprache der Ortsnamen in der in Limburg allgemein gebräuchlichen Veldeke-Schreibung fest. Auch wurde historisches Sprachmaterial, wie die Dialekterhebung von Schrijnen, Van Ginneken und Verbeeten aus dem Jahr 1914 und die Atlasreihe "Reeks Nederlandse Dialectatlassen" (1962), bei der Erhebung der Namen herangezogen.

Das Ergebnis der Untersuchung wurde 2002 publiziert. Die Provinz Limburg übernahm die Liste und stellte sie auf ihre Webseite. „Lies van Limburgse Plaats- en Gemeentenamen in't Limburgs" lautet der Titel dieser Namensammlung („Liste der limburgischen Orts- und Gemeindennamen

auf Limburgisch"). Veldeke-Limburg sorgte im Anschluss für ihre Verbreitung innerhalb aller Kommunen der Provinz. Im Begleitschreiben wurde das Ziel der Liste erläutert verbunden mit der Anregung, die blauen Ortseingangs- und -ausgangsschilder ab jetzt zweisprachig zu gestalten.

Von *Aan de Riëkswaeg* bis *Zöstere*

Die Diskussion über diese Initiative setzte in den Kommunen anfänglich eher zögernd ein. Als erste schlug die Kommune Roermond im Jahr 2004 einen entsprechenden Kurs ein. Dort beschloss der Gemeinderat, den Namen auf den Ortsschildern ab sofort zweisprachig anzuzeigen: als *Roermond* und *Remunj*. Inzwischen sind innerhalb der Grenzen Roermonds folgende Namenschilder zu finden (niederländisch – limburgisch):

Aan de Rijksweg	Aan de Riëkswaeg
Asenray	Azeraoj
Asselt	Assel
Boukoul	De Boekoël
Herten	Herte
Industriepark	't Industriepark
Roerstreek	Roersjtreek
Kapel in't Zand	De Kepel
Leeuwen	Leve
Maasniel	Neel
Merum	Maerem
Ool	Oeal
Roermond	Remunj
Swalmen	Zjame

Auf Roermond folgten weitere Kommunen, vor allem in Mittellimburg, wie Echt-Susteren (*Susteren* – *Zöstere*), Geleen-Sittard und Maasgouw. Inzwischen hat auch

ein Großteil der südlimburgischen Gemeinden zweisprachige Namenschilder, darunter auch große Städte wie Heerlen und Kerkrade. Und auch in Nordlimburg beginnt sich die Initiative nun vorsichtig auszubreiten.

Wenn eine Kommune die Entscheidung trifft, zweisprachige Schilder aufzustellen, ist ein Beschluss des Gemeinderats vorausgegangen; entsprechende Haushaltsmittel müssen zur Verfügung gestellt werden. Dabei geht es oft um ansehnliche Beträge, im Fall der Kommune Weert waren dies beispielsweise 40.000 Euro.

Zweisprachige Ortsnamenschilder haben vor allem eine Symbolfunktion; sie zeigen, dass die limburgischen Kommunen die Regionalsprache wertschätzen. Sie sind auch Zeichen eines gewachsenen



De Boesj (sprich: De Busch) auf Limburgisch, Koningsbosch auf Niederländisch.

Selbstbewusstseins. Sie verdeutlichen jedoch vor allem, wie lebendig der Dialekt in der örtlichen Bevölkerung gegenwärtig noch ist.

Aengeveld und Opgenort

Die gen-Partikel in limburgischen Orts- und Familiennamen

von Jan Segers

Der folgende Beitrag dreht sich um besondere Familiennamen, wie sie in der belgischen Provinz Limburg, in der niederländischen Provinz desselben Namens und am deutschen Niederrhein vorkommen. In Niederländisch-Limburg liegen Orte wie Venlo, Roermond und Maastricht; zur gleichnamigen Provinz in Belgien gehören u. a. Hasselt, Genk und auch der Ort Neeroeteren (heute ein Ortsteil von Maaseik), dessen Namen im Mittelpunkt des Aufsatzes stehen. (Die Redaktion)

Limburgische Familiennamen mit gen

Als ich vor einigen Jahren für den Kongress der „Vereniging voor Limburgse Dialect- en Naamkunde“ (VLDN) in Echt einen Vortrag über die Familiennamen in den Orten Echt und Susteren vorbereitete,¹ stieß ich im Limburg-Band des „Repertoriums der niederländischen Familiennamen“ [Repertorium 1988] auf eine Anzahl Namen wie *Aangenend*, *Aangenent*, *Aangevaren*, *Angenend*, *Angenendt*, *Angenent*, auf die Namen von *Ingen-Housz* bis *Ingevelt*, von *Opgehaffen* bis *Opgenort*, von *Vangenengden* bis *Vangewinden*, ferner auf Namen wie *van Geneigen*, *van Geneijgen*, *van Geneyges*, *van Geninden*. Kombinationen von *te* + *gen* oder *t* + *ger* und andere Prä-

positionen gibt es bei den Familiennamen nicht mehr, auch *Ger-* kommt nicht vor, wohl aber *Gen-* (ohne Präposition; die ist entfallen): *Genang*, *Geneigen*, *Genraij*. Es geht dabei um Herkunftsnamen und um topografische Namen, die sich aus „Präposition + *gen* + Toponym“ zusammensetzen.

Diese Namen lassen an die Herkunft- und Wohnstättennamen aus „Präposition + Artikel + Toponym“ (wie *van de Sand* oder *Opdenhövel*) denken. Wir wollen hier nicht wiederholen, was A. Marynissen² und J. M. Verhoeff³ im Zusammenhang mit den Namentypen „Präposition + (Artikel) + Toponym“ bereits ausführlich besprochen haben, auch die Typen „Toponym + *-man/mans/manns*“, „andere Präposition als *van* + (Artikel) + Toponym“ und „Toponym ohne Präposition oder Suffix“ sind hier interessant. Wir wollen im Folgenden allein auf diejenigen Familiennamen näher eingehen, die aus „Präposition + *gen(e)* + Toponym“ bestehen und in den beiden Provinzen des Namens Limburgs, in der belgischen wie in der niederländischen Provinz dieses Namens, vorkommen.

Erklärungstheorien

Die so genannte *gen*-Partikel wird auf zwei Weisen erklärt. J. Winkler⁴ erklärte sie als eine Gutturalisierung (Velarisierung) des auslautenden *-n* in der vorangehenden Präposition, bei der es sich zumeist um *van* handelte, in der Stellung vor dem Dental des folgenden Artikels: *van den* > *vangden* > *vangen*. Regelmäßig zeigte sich das auch bei den Präpositionen *aen/an* und *in*. Eigenartigerweise führte Winkler auch Beispiele mit der Präposition *op* auf: *Op genhaaffe*, *Op gen Quaeckmeer*. Er sieht hier offensichtlich Analogiebildungen nach dem Vorbild der *van*-, *aan*- und *in*-Namen.

In der deutschen Literatur wurde das *gen*-Element dagegen häufig als Demonstrativpronomen erklärt; dem deutschen Pronomen ‚jener‘ entspricht im Mittelniederländischen *ghen(e)*. Der deutsche Sprachwissenschaftler H. M. Heinrichs aber war ein Befürworter der Gutturalisierungstheorie und bezeichnete die Partikel konsequent als *gen*-Artikel (Heinrichs 1952). Seine Argumentation gegen *gen* als Demonstrativpronomen war die folgende: Der *gen*-Artikel komme nur in Verbindung mit einer Präposition vor und nicht „im reinen Kasus“. Es gebe noch Dialekte, in denen *gen* als Artikel verwendet werde. Der Gebrauch von *gen* als Artikel habe zur Volkssprache im Gegensatz zur offiziellen Sprache der Kanzleien gehört. Laut Heinrichs hat *gen* fast nie die Flexionsendungen von ‚jener‘. In den untersuchten Quellen werde *gen* mit der Präposition zusammengeschrieben, wie es auch beim Artikel der Fall war. Das war die erste grundlegende Darstellung der Gutturalisierungstheorie.⁵

Historische Belege

Ortsnamen mit dem *gen*-Element sind in den beiden Provinzen des Namens Limburg viel älter als die festen, erblichen Familiennamen. Aber der Zeit der erblichen Familiennamen ging eine Periode voran, in der Zunamen benutzt wurden, darunter auch solche, die aus Ortsbestimmungen des Typs „Präposition + Artikel oder *gen*-Partikel + Toponym“ hervorgingen und später zu Familiennamen führten. Deshalb möchte ich im vorliegenden Beitrag zwischen der Verwendung von *gen* in Ortsnamen und in Familiennamen unterscheiden. Dazu werde ich im Anschluss das Glossar meiner Ortsnamenstudie zu Neeroeteren in Belgisch-Limburg (Segers 1968) erneut auswerten sowie das älteste Zinsregister desselben Ortes⁶ untersuchen. Im Glossar meiner Examensarbeit (Licenciaatsverhandeling) sind 126 Toponyme mit Belegen zu finden, die die *gen*-Partikel enthalten. Im ältesten Zinsregister finden wir auf jeder Seite einige Beispiele für Toponyme mit *gen*-Partikel und Belege für Zunamen, die „Präposition + Artikel oder *ghen* + Toponym“ enthalten.

Wenn wir die Argumente Heinrichs' gegen die jener-Theorie betrachten, stellen wir folgendes fest. Neben den Präpositionen *van*, *aen*, *in* finden wir sowohl in den Daten der Examensarbeit wie im Zinsregister auch *op*, *achter*, *bij*, *vor/voer*, sogar die Kombination *voer te* und *neuen te* ‚neben zu‘. Bei dieser zweiten Reihe kann die Regel „*-n* vor Dental > *ng*“ nicht wirksam sein. Man könnte eventuell argumentieren, die *gen*-Form sei durch die häufig und früher vorkommenden Präpositionen mit



*Das Gebiet der „südniederfränkischen“
Dialekte in Belgien, in den Niederlanden
und in Deutschland mit Nerooeteren
(westlich der Maas).*

End-*n* so geläufig geworden, dass sie verallgemeinert werden konnte. Die Belege aus Nerooeteren zeigen jedoch, dass dies nicht ohne Weiteres angenommen werden kann. Denn es ist festzustellen, dass die Präpositionen ohne auslautendes -*n* viel häufiger verwendet werden und dass das *gen*-Element in der Kombination „*van + gen + Toponym*“ nicht vorkommt, sondern dass hier stets der Artikel begegnet.

Die von Heinrichs aufgestellte Behauptung, *gen* habe fast nie die Flexionsendung von ‚jener‘ (mittelniederländisch *ghen(e)*), lässt sich für Nerooeteren nicht ohne Weiteres aufrechterhalten. Vor allem bei *op* und *te*, aber auch bei anderen Präpositio-

nen, stehen auf jeden Fall in den alten Belegen (also aus der Zeit vor 1500) zumeist flektierte Formen: *achter ghenen boer, by gher sleheggen, den hoff tgenen velde, op ghenen houtwech* usw.

Die grammatischen Formen nach den genannten Präpositionen beschränken sich allerdings auf *gheen, ghenen, ghe-ne, gher* (ausnahmsweise kommen auch Schreibungen ohne -*h-* vor). Aber auch bei Präpositionen mit auslautendem -*n* treffen wir beinahe ausschließlich auf Formen mit Flexionsendung: *aen ghenen bruggen boom, in ghenen stert, aen ghene veestraet* usw.

Wenn *gheen* endungslos vorkommt, zeigt es praktisch immer die Schreibung

mit einem doppelten *ee*, die wohl den demonstrativen Charakter des Wortes zu erkennen gibt. Schreibformen mit *ey* suggerieren, dass auch einige andere Formen Entsprechungen des niederländischen Lang-*e* haben und also demonstrativ sind. Erst später, im Laufe des 16. Jahrhunderts, fallen die Endungen allmählich weg, so dass die Schreibung *ghen* oder *gen* in den Quellen allgemeiner wird. Aber bis ins 18. Jahrhundert kommen flektierte Formen von *gene* in den Quellen vor. Wenn dann die endungslosen Varianten von *g(h)en*, die zu Toponymen mit neutralem Wortgeschlecht gehören, noch mit ins Kalkül gezogen werden, verlieren die *g(h)en*-Formen rasch vollständig ihren demonstrativen Charakter, so dass sie als Varianten des Artikels durchgehen konnten. Eine vergleichbare Entwicklung hatte zuvor bereits der bestimmte Artikel im Niederländischen und im Deutschen (und auch im Französischen) durchlaufen.

Zum gegenwärtigen Zeitpunkt existiert die Gutturalisierung in dieser Position im Dialekt von Neeroeteren nicht. Inlautend wird *d* in der Kombination „Vokal + *-n* + *d*“ zu *j*, etwa in dem Verb *venje* ‚finden‘, niederländisch ‚vinden‘. Wenn der bestimmte Artikel auf eine Präposition folgt, etwa in ‚in dem Hof‘, bleibt das *d* des Artikels entweder erhalten oder wird an das vorausgehende *n* assimiliert: *in den Huëf*, *innen Huëf*. In meinem Glossar (Segers 1968) kommt nur einmal ein Name mit Gutturalisierung vor: *Zanckt* für *Zand*. Allerdings liegt der Ort dieses Namens bei Heppeneert (in der Nähe von Maaseik, wo die Gutturalisierung durchaus vorkam).

Die endungslose Form *g(h)en* kommt im Zinsregister von 1471 nur vor in *in ghen breyelt* (ein Ort bei Heppeneert) und in *op gen W(er)re en in ghen molen*. Dem steht die Form *aen ghene(n) hiemels put* (mit der flektierten Form von *ghene*) gegenüber, ebenfalls für den Raum Heppeneert. Aus diesen Belegen geht auch hervor, dass das *gen*-Element nicht durchgehend, noch nicht einmal in der Mehrzahl der Fälle, mit der Präposition aneinander geschrieben wird.

Ferner beziehen sich die meisten Namen, in denen *gen* enthalten ist, auf Örtlichkeiten außerhalb des Dorfzentrums; in der Sammlung für Neeroeteren gibt es nur eine Ausnahme davon. Auch dieser Umstand spricht für den demonstrativen Charakter: ‚jener/jene/jenes‘. In Ortsnamen, die vor 1500 entstanden sind, haben wir mit einem demonstrativen Gebrauch zu rechnen.

Feste, erbliche Familiennamen sind viel später als die bisher behandelten Ortsnamen entstanden. In manchen niederländischen Provinzen wurden sie erst während der Französischen Revolution erblich.⁷ Entstanden sind sie aus veränderlichen Zunamen.⁸ Eine Reihe dieser Namen sind im Zinsregister von 1461 zu finden, auch Namen des Typs „Präposition + *gheen/ghenen/ghene/gher/g(h)en* + Toponym“ (neben dem Typ „Präposition + Artikel + Toponym“; ich zitiere einige Beispiele: *heyn in gheen slaechmoelen* – *die henrix was aen gheen yle* – *Rut op gheen w(er)re* – *lenart in gheen haghe* – *phlips aen gheen heyde* usw.

Daneben begegnet dieser Namentyp als zweiter oder dritter Zuname in: *maes*

kerre(n) op gheen brogge – Jan Reuten lem-men calfs broeder aen gheen heyde – Goetken puskens in gheen steghe usw. In diesen Beispielen scheint der zweite oder dritte Zuname ein Wohnstättenname zu sein. Man kann sich fragen, inwiefern dies ein echter Beiname ist.

Auffallend im Zinsregister sind ferner Passagen wie in den beiden folgenden Beispielen: *Item heyn van den poele nv henn(n) sijn soen vanden guede tgene(n) poele – Item le(m)me(n) in den wynckel van syne(n) huse en(de) houe in ghene(n) wynkel*. In diesen Beispielen, die sich vermehren ließen, werden die Nomen *poel(e)* und *wynckel* im Zunamen mit dem normalen Artikel verwendet (*van den poele – in den wynckel*), in der Ortsangabe aber mit (einer flektierten Form von) *gheen*: *tgene(n) poele – in ghene(n) wynkel*. Die umgekehrte Verwendung kommt nur in Ausnahmefällen vor. Und manchmal findet sich *gheen* sowohl im Zunamen als auch in der Ortsangabe. Es fällt allerdings auf, dass die Zunamen mit *van* offenbar nie mit *gheen* gebildet werden: *lemken van der slebeggen, Jacob vand(er) leymculen* usw.

Nur bei *aen gheen yle* und *aen gheen heyde* finden wir keine Zunamen mit dem bestimmten Artikel als Ersatz von *gheen*. Im Zinsbuch ist also zu lesen: *die heynrix was aen gheen yle* und *gilis aen gheen heyde*. Dies ließe sich so erklären, dass der Zuname hier noch Wohnstättenname ist; aber es sind die zwei einzigen Beispiele, bei denen

sich im Zinsregister der Name als Ganzes auf einen Bauernhof bezieht: *Aen gheen Heyde* wird später zu *Heikant*, während *Aen gheen Yle* verschwindet.

Schlussfolgerungen

Die *gen*-Partikel in Familiennamen ist ursprünglich das demonstrative *gene* (deutsch ‚jener‘), aber sie hatte bei der Bildung der Familiennamen vielleicht schon ihre hinweisende Bedeutung verloren. Die Partikel wurde als eine Art versteinierter Form Bestandteil der erblichen Familiennamen. Als die Familiennamen fest wurden, wurde das *gen*-Element nicht mehr allgemein flektiert und hatte sich (wenn auch vielleicht noch nicht vollständig) zu einem Bildungselement ohne demonstrative Bedeutung entwickelt. Heutzutage ist es für den Sprachbenutzer in den Familiennamen sogar vollständig undurchsichtig. In Neeroeteren kommen heute nur noch die Familiennamen *Aengeveld* und *Opgenort* mit der *gen*-Partikel vor.⁹

Für die Familiennamen erscheint es weniger bedeutsam als für die Ortsnamen (auf die die entsprechenden Familiennamen zurückgehen), ob *gen* das hinweisende *gene* oder eine gutturalisierende Lautentwicklung aus „Präposition auf -n + Dental des Artikels“ ist. Die Familiennamen sind dann aus den Zunamen des Typs „Präposition + *gen* + Toponym“ entstanden, bei deren *gen* es sich ursprünglich um das hinweisende *gene* (deutsch ‚jener‘) handelt.

Literatur

Cornelissen, G. [2013]: Terstegen vom Stegerhof. Hofnamen und bäuerliche Familiennamen am Niederrhein. In: Frankewitz, S./Cornelissen,

G.(Hg.): Bauern, Höfe und deren Namen am Niederrhein. (= Geldrisches Archiv, 13). Geldern, S. 29–68.

- Ebeling, R. A. (1993): Voor- en familienamen in Nederland. Geschiedenis, vorm en gebruik. Groningen, 's-Gravenhage.
- Heinrichs, H. M. (1952): Die Entstehung des niederfränkisch-mittelfränkischen „gen“-Artikels. In: Niederdeutsche Mitteilungen 8, S. 23–35.
- Heuser, R./Nübling, D. (2010): Von *Aengenendt* über *Derix*, *Janssen* und *Terlinden* bis *Elspaß*. Niederrheinische Familiennamen im Rahmen des Deutschen Familiennamenatlases. In: Cornelissen, G./Eickmans, H. (Hg.): Familiennamen an Niederrhein und Maas. Von Angenendt bis Seegers/Zeegers. (= Schriftenreihe der Niederrhein-Akademie, 9). Bottrop, S. 37–66.
- Jongen, R. (1970): L'article défini „gen“ dans les dialectes bas-franciques méridionaux. In: Mélanges offerts au professeur J. L. Pauwels à l'occasion de son éméritat. Löwen.
- Marynissen, A. (1991): Morfosyntactische aspecten van de Belgische familienamen op basis van het Belgisch Repertorium van Familiennamen. In: Naamkunde 23, S. 29–79.
- Marynissen, A. (1994): Limburgse familienamen-geografie. (= Mededelingen van de Vereniging voor Limburgse Dialect- en Naamkunde, 76). Hasselt.
- Marynissen, A. (1998): Plaats- en persoonsnamen in Bilzen. (= Mededelingen van de Vereniging voor Limburgse Dialect- en Naamkunde, 92). Hasselt.
- Repertorium 1988 = Nederlands repertorium van familienamen, Deel XIV: Limburg. Uitgegeven door het Meertens Instituut onder redactie van P. J. Meertens, H. Buitenhuis en E. N. Palmboom, met een inleiding door J. M. Verhoeff. Zutphen.
- Segers, J. (1968): Toponymie van Neeroeteren. Unpublizierte licentiaatsverhandeling KU Leuven.
- Segers, J. (2002): De persoonsnaamgeving in een oud cijnsregister uit het archief van de abdij van Thorn. In: Jaarboek van de Vereniging voor Limburgse Dialect- en Naamkunde 4, S. 83–109.
- Segers, J. (2003): Het oudst gekende cijnsboek van Neeroeteren (1461). In: Jaarboek van de Vereniging voor Limburgse Dialect- en Naamkunde 5, S. 97–124.
- Segers, J. (2008): Familienamen in Echt-Susteren. In: Jaarboek van de Vereniging voor Limburgse Dialect- en Naamkunde 10, S. 13–46.
- Van Ginneken, J. (1933/1934): Een nieuwe Zuid-Limburgse dialectmonographie. In: Onze Taaltuin 2, S. 157–159.
- Verhoeff, J. M. (1988): Inleiding. In: Repertorium 1988, S. 5–35.
- Winkler, J. (1885): De Nederlandsche geslachtsnamen in oorsprong, geschiedenis en betekenis. Haarlem. Nachdruck Zaltbommel 1971.
- Wynants, A. (1972): Het bepalend lidwoord *gene/jeñe*. In: Taal en Tongval 24, S. 28–66.

Anmerkungen

- 1 Siehe Segers 2008.
- 2 Marynissen 1991; 1994; 1998.
- 3 Siehe Verhoeff 1988 als Einleitung zum Repertorium 1988.
- 4 Siehe Winkler 1885, S. 258–260.
- 5 Weiter wären zu nennen: van Ginneken 1933/1934, Jongen 1970 sowie Wynants 1972.
- 6 Ediert in Segers 2003.
- 7 Siehe Ebeling 1993, S. 73–92.
- 8 Siehe Segers 2002, S. 91–107.
- 9 Zu vergleichbaren Namen am deutschen Niederrhein siehe Heuser/Nübling 2010 und Cornelissen 2013.

„Den beren leden“

Strohbärengestalt und Strohbärenumzug in der Brauchlandschaft
Rheinland – Tradition und Wandel

von Alois Döring

In Stroh gehüllte Brauchfiguren treten im Rheinland zur Kirmes, vor allem aber an Fastnacht auf: Bei Heischeumzügen wird eine in Getreidestroh (oder auch Erbsenstroh) gehüllte Person als Bär durch die Straßen geführt; die Bärenführer sammeln Gaben ein, danach wird das Erheischte gemeinsam verzehrt, das Stroh mancherorts verbrannt. Träger der Heischeumzüge sind informelle Gruppen Jugendlicher oder „Strohbären“-Vereinigungen. Die Strohgestalt tritt heute gelegentlich auch in organisierten Karnevals- zügen auf.¹

Die Strohbärengestalt findet sich in der Brauchlandschaft Rheinland² nach derzeitigem Erhebungsstand in Kommern (Kr. Euskirchen), Kirchheim (Kr. Euskirchen), Wisskirchen (Kr. Euskirchen), Mülheim (Kr. Euskirchen), Frohngau (Kr. Euskirchen), Pier (Kr. Düren), Derichweiler (Kr. Düren), Weisweiler (Städteregion Aachen), Pech (Rhein-Sieg-Kr.), Lohmar (Rhein-Sieg-Kr.), Mötsch (Kr. Bitburg-Prüm), Gindorf (Kr. Bitburg-Prüm), Kripp (Kr. Ahrweiler), Pomster (Kr. Ahrweiler), Kopp (Kr. Vulkaneifel), Neuerkirch-Külz (Rhein-Hunsrück-Kr.), Horn (Rhein-Hunsrück-Kr.), Ruschberg (Kr. Birkenfeld), Wirschweiler

(Kr. Birkenfeld), Dienstweiler (Kr. Birkenfeld), Bosen (Kr. St. Wendel).

Der Strohbär kann als Nachahmung des Tanzbären gelten, *„der von seinen Treibern seit langer Zeit, schon seit dem Mittelalter, zur Unterhaltung eines staunenden Publikums herumgeführt wurde.“*³

Rheinische Strohbären-Überlieferung vom 19. bis zum 21. Jahrhundert

Die Heischeumzüge mit dem Strohbären sind im Rheinland historisch am linken Niederrhein, rechtsrheinisch im Siegkreis bezeugt, ferner im Westerwald, der Eifel im Hunsrück, an Mosel, Nahe und Saar.

Frühe Zeugnisse (19. Jahrhundert)

Zeugnisse in der rheinischen Brauchlandschaft finden sich seit dem 19. Jahrhundert. Ein Zeitungsartikel beispielsweise berichtet von einem Strohbärumgang bei der Kirmes in Riesweiler (Rhein-Hunsrück-Kreis) zu Beginn des 19. Jahrhunderts.⁴ Laut Wrede ist der *„Ähzenbär“* 1859 in Köln bezeugt: Am Rosenmontag *„süht man Wehrwölff, Aezenbär.“*⁵

J. H. Schmitz weiß 1856 aus der Eifel eine gruselige Geschichte zu erzählen: *„In der Gegend von Bitburg, wo, wie auch*

anderswo, die jungen Leute einen Burschen in Erbsenstroh einbanden und denselben im Orte und der Umgegend als ‚Bär‘ umherführten, soll es nach der Volkssage vorgekommen sein, daß einst, als Burschen mit einem solchen Bären einen Berg hinabzogen ein großes Faß ihnen nachgerollt kam. Die übrigen sprangen beiseite, über den Bären aber, der nicht flüchtig ausweichen konnte, rollte dasselbe und zerdrückte ihn. Seit dieser Zeit nun wandelt derselbe nächtlich um diesen Berg und ruft: ‚O Fastnacht, o Fastnacht. Wozu hast du mich gebracht!‘“⁶

Das Rheinische Wörterbuch belegt den Erbsenbär 1870 in Pier (Kr. Düren) „zu Fastnacht, dessen Strohhülle Aschermittwoch verbrannt wird.“⁷

Als Erbsenbär wurde im Niederbergischen „ein in Erbsenstroh gewickelter Bursche, der an verschiedenen Festtagen an einem Seile durch das Dorf geführt [...], und zwar zu Fastnacht bis ca. 1890“.⁸

Der Strohbar-Brauch war im 19. Jahrhundert am Patronatsfest der Sebastianus-Bruderschaft in Dülken (Kr. Versen) üblich: „Am zweiten Tage pflegte man den Erbsenbär durch die Stadt zu führen. der Erbsenbär durch die Stadt geführt. Die Bäcker hängen Weißbrote [vermutlich kleine weiche Brötchen, später „Stütchen“ genannt] an ihre Thüren welche von dem Erbsenmann erhascht und eingesteckt werden. Die Suite des Erbsenbäres bilden Sebastianusbrüder, die Nüsse und Bier aus einer Teute [Kanne] austheilen.“⁹

In Roisdorf (Rhein-Sieg-Kr.) trat der Strohbar im 19. Jahrhundert zum Abschluss der Weinlese auf, wie der Dorfchronist Wilhelm Rech schildert: „So war

der Herbst die lustige Seite vom Weinbau, namentlich wenn es einen günstigen, Ertragreichen, und gut Trinkbaren Wein gab, dann wurde des Abends den Bär gemacht, die jungen Burschen kamen zusammen, einen wurde dann in Erbsenstroh gewickelt, der den Bär markiert, ein Bärenführer in ein anderes drohiges Kostthüm gesteckt, dann ging die ganze Gesellschaft von einem Winzer zum andern, wo der Bär mit dem Führer ihre Kunststücke machen mußte, natürlich mußte der Winzer dann mit seinem Krüge frischem Wein heraus kommen, und so ging das [...] bis schließlich der Bär mit seinem Führer, und ein großer Teil der Gesellschaft sich in der Josse herum wälzten. [...] 1857 hatte es noch mal, von demjenigen der noch stand, einen guten kostbaren Tropfen Wein gegeben, der war so Dick das man damit Schreiben konnt, da ist der Bähr auch nochmal ans Tanzen gekommen, so daß derselbe schließlich auch nochmal die Josse geküßt, – wenn ich nicht irre war es auch das letzte mal.“¹⁰

Verbreitung im 20. Jahrhundert

Im Bonner Land tanzte um 1900 der „Aezebär“, wenn die maskierte Jugend Speck, Eier, Wurst und Geld sammelte und dabei das Liedchen sang: „Hub Fastelovend!/
Schnick mir e Stück vom Broode,/Schnick e Stock vom decke Speck,/Dar ich ens kohre, wie dat schmeck.“¹¹ Für Mönchengladbach-Wickrath ist überliefert: „Den Bär le-
den: einen stämmigen Burschen in Stroh oder Sackleinen hüllen und durchs Dorf leiten (veralt).“¹²; der Erbsenbär „tanzte Aschermittwoch brüllend über die Strasse“ (Hochneukirch, Rhein-Kreis Neuss); „eine mit Stroh ausgestopfte Puppe in Mannesgröße“

wurde in Zülpich (Kr. Euskirchen) „am Schluss der Kirmes herumgetragen“.¹³

In Stadt Blankenberg an der Sieg (Rhein-Sieg-Kr.) hatten die Fastnachtfiguren „bis zu Beginn der dreißiger Jahre noch ihre Rolle inne. 1938 zog der Erbsenbär zum letzten Mal umher. Nach dem Zweiten Weltkrieg lebten sie nicht mehr auf. Aus Anlaß der Feiern zur achthundertjährigen Ersterwähnung der Burg trat der Bär 1981 wieder hervor, jedoch nicht, um den Brauch wieder anzuregen, sondern zum Zeugnis der aufgegebenen Vergangenheit.“¹⁴

Bis um 1920 war in Oeverich (Kr. Ahrweiler) „bei den jungen Burschen und auch bei den Knechten des Dorfes, die sich damit ein paar Groschen zusätzlich verdienen konnten, die Barentanzgruppe [beliebt]. Einer von ihnen wurde vollkommen mit Erbsenstroh umwickelt. Er war der Erbsenbär (Iatzebiar), der zur Musik, den die Bärentreiber mit einem selbstgefertigten Schellenbaum und Topfdeckeln machten, immer wieder vor den Häusern tanzen mußte. Einer der Treiber klopfte gegen die Fensterscheibe, um die Bewohner aufmerksam zu machen. Nach der Tanzvorführung erhielten sie ein oder mehrere Geldstücke.“¹⁵

Einen Eindruck davon, wie im Drachenfelder Ländchen Karneval gefeiert wurde, gibt ein Bericht von Bürgermeister Hackenbroch aus dem Jahr 1925: „Die Kinder veranstalten Fastnachtsumzüge, meist in primitiven Verkleidungen. Mit Kesseldeckeln wird der nötige Lärm gemacht. Voran geht der ‚Äzezebär‘, ein ganz in Erbsenstroh eingehüllter Junge, auf allen Vieren hüpfend oder sich zum Tanz wie ein Bär aufrichtend. Der Umzug geht von Haus zu Haus und

die Kinder singen: ‚Hu Fastelovend! Gett ons gett vom Brodel!/Gett ons gett vom decke Speck, lott ens lore, wie datt schmeckt!/ Huh Stock! Nedder Stock! Gett ons gett en de Rommelspott!/Loß dat Metzche blinke, an dem fette Schinke! / Stell de Lede an de Wand, schneck de Brotwursch ärmelslank!/ Hu Fastelovend!‘“¹⁶

Strohbären-Umzüge in den 1920er Jahren gab es in Rupperath (Kr. Euskirchen),¹⁷ in Dattenberg (Kr. Neuwied) zwischen den beiden Weltkriegen.¹⁸ In Mönchengladbach-Neuwerk und „in vielen Orten am Niederrhein“ wurde in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts an Fastnacht „der ‚Ätsebär‘, der Erbsenbär, ein in Stroh, Sackleinen oder Erbsenstroh gehüllter Bursche, an einem Seil oder an einer Kette durch die Straßen geführt, wobei er allerhand Sprünge machte“.¹⁹

Im Gründungsjahr 1925 der KG Oden-dorf (Rhein-Sieg-Kr.) zog der „Ärzebär“ zur größten Freude der Kinder durch den Ort. „Veranstalter waren meist arbeitslose Einwohner, die sich bei der Gelegenheit auch ein Scherflein ‚am Fenster vorbei‘ erbat, um sich damit den Lebensunterhalt etwas aufzubessern. Dieser Ärzebär wurde mit trockenem Erbsenlaub umwickelt, das mit Kordeln befestigt war. Der Bärentreiber legte ihm dann noch eine Kette um die Taille, und das Gespann war gebrauchsfertig für den Straßenumzug. Der Ärzebär beteiligte sich aber auch bei den Karnevalsballen, und es war besonders für die jüngeren Damen ein ‚gruseliges‘ Erlebnis mit dieser Karnevalsfigur zu tanzen. Diese Art des karnevalistischen Treibens blieb in den folgenden zwei Jahrzehnten nahezu unverändert.“²⁰

Das Strohbartreiben wird im Karnevals-geschehen von Kripp (Kr. Ahrweiler) 1927 erstmals erwähnt, nach einer kriegs-bedingten Pause führte der Junggesellen-verein das Spektakel „zur Belustigung der Dorffugend“ im Jahre 1949 wieder ein.²¹

Bis in die 1950er Jahre kannte man Strohbarenauftritte in Vettweiß (Kr. Düren), Jakobwüllesheim (Kr. Düren): „Auftritt an Fastnachtssonntag. Tanzen an einer Leine wie früher die Bären auf den Straßen tanz-ten [!]“.²² Heischeumgänge mit dem Stroh-bär sind bis um 1960 für Westum (Kr. Ahr-weiler) bezeugt; hier schlief der Brauch 1960 ein, lebte aber 1990 einmalig wieder auf.²³ Zu einem tragischen Unglück kam es im strengen Winter 1929: „Damals ließen es sich die Westumer nicht nehmen, trotz der eisigen Witterung bei minus 27 Grad einen Umzug durchzuführen. Anschließend feierte die Festgesellschaft im Helenensaal weiter, bis sie das Fehlen von Peter Berenheuser be-merkte. Er lag in seinem Strohbarrenkostüm auf einem Festwagen und war erfroren.“²⁴

Weitere Belege aus dem frühen 20. Jahrhundert: „Ein mit Erbsenstroh um-wickelter Bursch, den Winter darstellend [!], wurde am Fastnachtsdienstag durch die Strassen geführt u. dann aufs Feld gejagt (veralt.)“ (Birkenfeld, Kr. Birkenfeld; Me-ckenheim, Rhein-Sieg-Kr.).²⁵

In Denn (heute Ahrbrück, Kr. Ahrweiler) trat der Bär bis 1938 in Erbsenstroh, in den Jahren 1952 und 1953 in Roggenstroh ge-wickelt auf; in den Tagen vor Aschermitt-woch ging „der Erbsenbär (mdal. Äzebär), von einem Bärenführer geleitet, durchs Dorf. Er musste tanzen und diente den Dorfbe-wohnern als Belustigung. Der Erbsenbär,

allerdings in Roggenstroh gewickelt, ging noch in den Jahren 1952 und 1953 durch Ahrbrück.“²⁶

Bis in die 1970er Jahre „gab es in Ober-zier [Kr. Düren] und in Lendersdorf [Kr. Düren] am Karnevalsdienstag die ‚Eäzebäre‘ (Erbsenbären), die strohumwickelt an Ketten durch die Straßen tanzten und Geld für den letzten Schmaus vor der Fastenzeit sammel-ten. Dann wurde das Stroh verbrannt.“²⁷

Noch heute ist der Strohbar in Pomster (Kr. Ahrweiler) an Fastnachtsdienstag un-terwegs. Die Junggesellen bestimmen aus ihrem Kreis durch Losentscheid den Bär, der Umzug wird Ende der 1980er Jahre so geschildert: „Er sollte trinkfest sein, aber das sind die Pomsterer Junggesellen ohnehin. Fachgerecht wird er in Stroh eingebunden – bis vor wenigen Jahren wurden eigens zu diesem Zwecke noch Erbsen angebaut – und tappt mit seinen Begleitern durchs Dorf, von Haus zu Haus. Zu diesen Begleitern gehören bestimmte Rollen: der Treiber, ein Musikant, der Ziehharmonika spielt, die Eiersammler mit ihren Körben, die aber auch Geldspenden akzeptieren, und zwei Männer, die eine Kis-te Bier als notwendige Stärkung transportie-ren. An der freilich fehlt es auch sonst nicht, denn in oder vor jedem Hause gibt es neben Eiern oder Geld auch einen Schnaps.“²⁸

Im Eifeldorf Frohngau (Kr. Euskirchen) sind Schulkinder am Rosenmontag un-terwegs, die Jungen ziehen mit dem „Är-zebär“ durchs Dorf, die Mädchen mit der weißgekleideten „Frühlingskönigin“. Beide Gruppen sammeln Geld sowie Milch, Mehl, Butter und andere Lebensmittel. Die Müt-ter verarbeiten die gesammelten Zutaten zu Essen und Backwerk für die Kinder.²⁹

2012 hat der Verein „Kercheme Äerzebäre“ die Tradition wieder aufleben lassen: *„Während des Umzugs schließen sich uns immer wieder Dorfbewohner für ein Stück an. Auch die ‚Hockenbroicher Jungesellen‘ begleiten uns und unterstützen uns bei dem ein oder anderen Gesang [...] Während des Zugs gibt es einige Anlaufstellen, besonders ältere Bewohner, die die Tradition noch kennen, und natürlich die ortsansässigen Gaststätten. Wir werden dort großzügig mit Speis und Trank bewirtet und teilweise – trotz viel Stroh und Schmutz – in die Häuser gebeten.“*³⁰

Beim Umzug in Kirchheim (Kr. Euskirchen) – zum Tanz mit dem Bären – *„wird auch der alte Karnevals-Heischgesang zum Besten gegeben: Hu Fastelovend,/schneg me e Stöck vom Broode,/schneg me e Stöck vom joode Speck,/loß mich ens kore wi dat schmeck,/schneg hu,/schneg deef/schneg me ne joo-de fette Greef. Stell de Leder an de Wand,/emm dat Metz en de rechte Hand/schneg hu,/schneg deef/schneg me ne joo-de fette Greef.“* Früher hatten die Kinder auch einen selbstgemachten „Rommelspott“ dabei und sangen: *„Jodde Novend Jott, Jott!/Wie rommellt der Pott!/Wie klenken die Ketten!/Wie wassen die Fletten!/Jode Novend Spellmann!/Wo blievst du so lang? In Erinnerung daran haben die ‚Kercheme Äerzebäre‘ Rommelspötte gebastelt und führen sie im Stroh-bär-Umzug mit.“*³¹

Im Mittelpunkt der Karnevalstage steht in Pier seit 1956 der alljährliche Rosenmontagszug, zum Abschluss der „Tollen Tage“ wird am Fastnachtsdienstag der „Aezebär“ durch den Ort geleitet: *„Begleitet wird der Aezebär von Narren und Neugie-*

*rigen. Zur Freude aller führt er dann zu den Klängen einer Narrenkapelle seine Tänze vor. Einige Getreue klappern dabei mit Sammelbüchsen die Häuser ab. Der gesammelte Geldbetrag dient dazu, dem Karneval in einer abendlichen Sitzung einen feucht fröhlichen Abschied zu bereiten.“*³²

Wandlungen der Stroh bärenfigur und des Heischeumzugs

Brauchträger und dörflicher Wandel

In Mötsch haben es sich vier Jugendliche der 9. Schulklasse *„nicht nehmen lassen, ihren Beitrag zur Brauchtumpflege zu leisten. Früher war das eine Domäne der männlichen Jugend. Die Tatsache, dass heute auch Mädchen mitmachen (müssen) und dass es insgesamt so wenige Jugendliche sind, ist offensichtlich der Tendenz der Bevölkerungsentwicklung – auch ‚Demografischer Wandel‘ genannt, geschuldet.“*³³

Den Umzug in Kirchheim organisiert ein eigens gegründeter Verein. Über die Veränderungen, die mit der Wiedereinführung des Stroh bärenbrauchs einhergehen, berichtet der Vereinsvorsitzende: Der Umzug findet nicht mehr an Karnevalsdienstag statt, sondern heute am Karnevalssamstag: *„Das ist der Tatsache geschuldet, dass inzwischen am Dienstag die meisten Kirchheimer wieder arbeiten gehen und kaum noch jemand im Dorf erreichbar ist. Der Samstag bot sich deshalb an.“* Was die Gruppe der Brauchträger betrifft, führt er aus: *„Die Gruppe ist bunt gemischt und besteht im Kern aus 15 Leuten. In den letzten Jahren besteht der Umzug aus bis zu 40 Leuten, darunter auch Kinder. Die meisten bunt kostümiert. Im letzten Jahr hatten wir*

sogar einen kleinen Äerzebar, den Sohn eines Mitwirkenden. Das weicht zwar von der Tradition ab. Aber so hoffen wir, auch Interesse bei der Jugend zu wecken.“³⁴

In Kripp wurde das Strohbärtreiben seit den 1970er Jahren am Karnevalssamstag durchgeführt, „lediglich von den Mitgliedern des Junggesellenvereins und später auch vom vereinsigenen Tambourcorps begleitet. Seitdem der Sportverein im Jahre 1982 erstmals mit dem damaligen Kinderprinzenpaar am Strohbärtreiben teilnahm, entwickelt sich dieses stetig zu einem kleinen aber feinen Karnevalsumzug, der mit der Figur des Strohbärs ein ganz besonderes Highlight hat.“³⁵

In Pomster wird ein grundlegender Aspekt gegenwärtigen dörflichen Strukturwandels deutlich: „Vor jedem Haus macht die Heischegesellschaft halt, um Gaben entgegenzunehmen und sich mit dem angebotenen Schnaps zu stärken. Früher kehrte man anschließend ins Wirtshaus ein. Ein solches gibt es nicht mehr am Ort, so dass die Teilnehmer des Umzuges heute in froher Runde im Gemeindehaus zusammensitzen.“³⁶

Strohvermummung und agrartechnologische Veränderungen

Werner Mezger thematisiert das Problem: „Um überhaupt noch einen Strohbären machen zu können, muß eigens Getreide mit der Sense gemäht und von Hand mit dem Flegel gedroschen werden, damit genügend lange Halme zur Verfügung stehen.“³⁷

Der Organisator des Kirmes-Strohbärentreibens in Neuerkirch-Külz (Rhein-Hunsrück-Kr.) führt zu den Schwierigkeiten „den Strohbären zu maskieren“ aus,

langwachsendes Stroh, „das sich gut binden läßt, ist keineswegs mehr ein übliches Abfallprodukt nach der Getreideernte. Auch der Anbau von Hülsenfrüchten ist zurückgegangen, so daß eventuell noch das Stroh von Ölfrüchten wie Flachs oder Raps zum Einsatz kommen könnte“.³⁸ Und weiter: „Bis zum Jahrtausendwechsel hatten wir noch Roggenstroh welches zur Mitte des letzten Jahrhunderts angebaut worden war. 2000 stellte die Gemeinde Külz der Dorfgugend Land zur Verfügung und es wurde Roggen nach alter Art wieder angebaut. 2001 zeigten uns unsere Eltern und Großeltern wie Roggen früher geerntet wurde. So konnten wir bis 2012 den Brauch mit diesem Stroh weiter aufrecht erhalten. 2013 haben wir Stroh aus dem Stroh-museum Twistringingen erstanden, damit dieses Brauchtum nicht in Vergessenheit gerät.“³⁹

Aus Villip (Rhein-Sieg-Kreis) wird 1974 berichtet: „Ääzebär. Bis 1939. Trat früher im Fastnachtszug auf. Die Figur existiert wegen Langstrohmangels heute nicht mehr.“⁴⁰

Wandel des Heischeumzugs: Vom „Bettelbrauch“ zum „Solidarbrauch“

Bis heute ist der Strohbärenumzug vielerorts noch der Heischegang, bei dem die Teilnehmer (Natural-)Gaben für den anschließenden Verzehr sammeln. Indes zeichnet sich auch eine neue Entwicklung ab: Das Spendensammeln als Solidarbrauch: Sammeln für soziale, caritative Zwecke.

In Kirchheim war an Karnevalssamstag 2012 der „Äerzebar“ erstmals wieder durch den Ort gezogen, und die Dorfbewohner zeigten sich den Strohbär- und Rom-

melspott⁴¹-Heischern gegenüber großzügig: *„Den Erlös dieses Umzugs in Höhe von 1000 Euro überreichte die ‚Ärzebär‘-Gruppe im Kirchheimer Saal Scheiff/Arndt an Iris Mießeler, Leiterin des städtischen Kindergartens Kirchheim, Mariette Sahm, Leiterin des katholischen Kindergartens, sowie Christa Stöcker, Leiterin des Seniorentags.“* Da es mittlerweile zwei Kindergärten im Ort gibt, wurden beide bedacht, auch der Seniorentag sollte unterstützt werden.⁴²

In Lohmar gibt es den Verein *„Ääzebär e.V.“* Die Satzung vom 25. Mai 2008 definiert als Vereinszweck *„die Durchführung des seit 1976 stattfindenden, traditionellen*

*„Ääzebär“-Treibens am Karnevalsdienstag in Lohmar, dessen Einnahmen in voller Höhe einem gemeinnützigem Zweck zugeführt werden [...] Die Einnahmen werden unmittelbar nach dem „Ääzebär“-Treiben am gleichen Abend (Karnevalsdienstag) in Anwesenheit eines Vertreters des Begünstigten ausgezahlt und an einen Vertreter des Begünstigten übergeben.“*⁴³

Die „Strohbären“ in ihrer regional-spezifischen Ausformung erweisen sich als bemerkenswertes Beispiel für Wandlungsprozesse im Brauchleben der Gegenwart – zwischen Tradition und Erneuerung.

Gedruckte Quellen und Literatur

G. Walter Diener, Willy Born: Hunsrücker Volkskunde. 3. Auflage Würzburg 1984.

Josef Dietz: Bonner Bilderbogen. Bonn 1983

Alois Döring: Wenn Junggesellen feiern ... Rheinische Fastnachts-, Mai- und Kirmes-Bräuche – und ihre Überlieferungsformen im Drachenfelder Ländchen. In: Norbert Kühn und Bruno P. Kremer (Hg.): 600 Jahre Drachenfelder Ländchen. Natur- und kulturgeschichtliche Streifzüge. Köln 2002, S. 98–112.

Alois Döring: Rheinische Bräuche durch das Jahr. 2. Auflage Köln 2007.

Alois Döring: Gabenheischen mit dem Strohbär. In: Kreis Ahrweiler-Heimatjahrbuch 65 (2008), S. 250–252.

Alois Döring: Brauchkultur – Tradition und Wandel. In: Die Eifel – Beiträge zu einer Landeskunde (Festschrift 125 Jahre Eifelverein (1888–2013), Band 2). Düren 2013, S. 87–113.

Helmut Fischer: Fasteloovend und Karneval. Die Entwicklung der Fastnacht in Stadt Blankenberg. In: Jahrbuch des Rhein-Sieg-Kreises 1991, S. 67–72.

Hildegard Ginzler: Der Umzug in Brenk und der Rückzug des Strohbären. Sonderformen des Karnevals im Ahrkreis. In: Kreis Ahrweiler-Heimatjahrbuch 68 (2011), S. 235–236.

Frank Hüllen: Sitten und Bräuche in der Gemeinde Wachtberg. Erfurt 2010.

Hans Moser: Städtische Fasnacht des Mittelalters. In: Masken zwischen Spiel und Ernst. Beiträge des Tübinger Arbeitskreises für Faschnachtsforschung. Tübingen 1967, S. 135–202. Zugleich in: ders., Volksbräuche im geschichtlichen Wandel. München 1985, S. 98–140.

Peter Norrenberg: Chronik der Stadt Dülken. Ihre Geschichte und ihr Volksleben; zumeist nach den Quellen des Stadt- und Pfarrarchivs und nach der mündlichen Ueberlieferung. Viersen 1874.

Othmar Prothmann: Landleben in der Voreifel. Oeverich um 1910. Köln 1982.

Das rheinische Platt. Eine Bestandsaufnahme. Handbuch der rheinischen Mundarten Teil 1: Texte. Herausgegeben von Georg Cornelissen, Peter Honnen und Fritz Langensiepen. Köln 1989.

Rheinisches Wörterbuch. Bearb. und hrsg. von Josef Müller, ab Bd. VII von Karl Meisen, Heinrich Dittmaier und Matthias Zender. 9 Bde. Bonn und Berlin 1928–1971.

Fritz Schellack: Kirmes im Hunsrück. In: Hunsrücker Heimatblätter Nr. 83 (1991), S. 90–99.

Fritz Schellack: Stroh – vom Rechtssymbol zum Werbeträger. In: Hildegard Frieß-Reimann, Christina Niem, Thomas Schneider (Hg.): Skizzen aus der Mainzer Volkskunde. Festgabe für Herbert Schwedt. Mainz 1999, S. 281–291.

Norbert Schindler: Karneval, Kirche und die verkehrte Welt. Zur Funktion der Lachkultur im 16. Jahrhundert. In: Jahrbuch für Volkskunde NF 7 (1984), S. 9–57.

Heinz Schmalz: Bräuche in Westum. Band 1, 1978 [Typoskript].

J. H. Schmitz: Sitten und Bräuche, Lieder, Sprüchwörter und Räthsel des Eifler Volkes. Band 1, Trier 1856.

Herbert und Elke Schwedt: Bräuche zwischen Saar und Sieg. Mainz 1989.

Helena Siemes, Gerd Philips: Durch das Jahr. Feste und Bräuche am Niederrhein. 2. Auflage Duisburg 2006.

Ulrich Tolksdorf: Volksleben in den Ermländersiedlungen der Eifel. Marburg 1967.

Adam Wrede: Rheinische Volkskunde. Nachdruck Frankfurt am Main 1979.

Adam Wrede: Neuer Kölnischer Sprachschatz. Band 1, 12. Auflage Köln 1999.

Martin Zehren: Der Strohbär in Mötsch. In: Heimatkalender Bitburg-Prüm 1977, S. 170–171.

Archivquellen

Rheinisches Volkskundearchiv des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte, Bonn (Karnevalsumfrage = RhVA: Ka).

Internetquellen

Letzte Zugriffe: November 2013.

Anmerkungen

1 Der folgende Beitrag ist ein Auszug aus einer umfassenden, auch den Aspekt der möglichen Aufnahme des überregionalen Strohgestaltenbrauchs in die Liste des immateriellen UNESCO-Kulturerbes thematisierenden Darstellung, die in der Rheinisch-westfälischen Zeitschrift für Volkskunde (RWZ 2015) erscheinen soll. – Für Anregungen danke ich Werner Baiker, Sulz. Siehe auch dessen Internetseite: Die Welt der Strohvermummung (<http://www.xn--strohbren-02a.de>).

2 Rheinland wird hier definiert „zwischen niederländischer Grenze im Norden und dem Mosel/Nahe-Gebiet sowie Saarland im Süden; dies umfasst weitgehend das Gebiet der ehemaligen preußischen Rheinprovinz, nämlich den Landesteil Nordrhein des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen, die (bisherigen) Regierungsbezirke Koblenz und Trier des Bundeslandes Rheinland-Pfalz und das Saarland“; Döring 2007: 38.

- 3 Schwedt 1989: 78–79. – Auf die verschiedenen Deutungsmuster (mythologisch, theologisch, historisch-anthropologisch, praktisch-funktionell) kann hier nicht eingegangen werden; dies bleibt dem künftigen Aufsatz (RWZ 2015) vorbehalten.
- 4 Schellack 1999: 287 Anm. 20.
- 5 Wrede 1999: 20.
- 6 Schwedt 1989: 78.
- 7 RhWb Bd. 5: 575 s.v. „Lückenteies“.
- 8 RhWb Bd. 2: 150 s.v. „Erbsenbär“.
- 9 Norrenberg 1874: 111–112.
- 10 Den Auszug aus der Dorfchronik (1800–1910) des Wilhelm Rech verdanke ich Dr. Helmut Gierlich, Heimatfreunde Roisdorf.
- 11 Dietz 1983: 39.
- 12 RhWb Bd. 2: 150 s.v. „Erbsenbär“.
- 13 Ebd.
- 14 Fischer 1991: 70.
- 15 Prothmann 1982: 278.
- 16 Zitiert nach Hüllen 2010: 26. Siehe auch Döring 2002: 98–99.
- 17 Rheinisches Platt 1989: 319.
- 18 Ebd. 411–412.
- 19 Siemes 2006: 97. Zitiert nach Theodor Trippel: Volkssitten und Gebräuche in der ehemaligen unmittelbaren Herrschaft Dyck. In: Zeitschrift für rheinisch-westfälische Volkskunde 13 (1916), S. 213–226, hier S. 215, und Karl L. Mackes: Aus dem alten Neuwerk. Bd. 2. Mönchengladbach 1972, S. 300.
- 20 <http://www.kg-odendorf.de/historisches.html>.
- 21 <http://www.kripper.de/55.html>.
- 22 RhVA: Ka.
- 23 Ginzler 2011: 235–236; Hildegard Ginzler: Dem bunten Treiben folgte die Beichte (<http://www.kamelle.de/ahr/Dem-bunten-Treiben-folgte-die-Beichte-article635824.html>).
- 24 Ginzler 2011: 236; Schmalz 1978: 22.
- 25 RhWb Bd. 8: 856 s.v. „Strohbär“.
- 26 Tolksdorf 1967: 245.
- 27 <http://www.aachener-zeitung.de/lokales/dueren/ein-spiegelbild-des-brauch-tums-1.101976>.
- 28 Schwedt 1989b: 80. Siehe auch Ginzler 2011: 235–236.
- 29 Zitiert nach Döring 2007: 102–103. – Zum Frohngauer Bärenreiben siehe beispielsweise auch Rheinisches Platt 1989: 317–318; Mit genagelten Schuhen. Eine Bild- und Textdokumentation aus der Gemeinde Nettersheim ... 1850–1950. Düren 1989, S. 195–200
- 30 Freundl. Mitteilung von Hans-Rudolf Theissen, Kirchheim.
- 31 Ebd.
- 32 Kuck 1996: 314.
- 33 http://www.bitburg-moetsch.de/211.html?&tx_ttnews%5Btt_news%5D=111&cHash=3214baa5ff9c912bd054197872ae9e47.
- 34 Freundl. Mitteilung von Hans-Rudolf Theissen, Kirchheim.
- 35 <http://www.kripper.de/55.html>.
- 36 Ginzler 2011: 236.
- 37 Mezger 1999: 59.
- 38 Schellack 1999: 287.
- 39 Freundl. Mitteilung von Michael Kuhn, Neuerkirch-Külz. – Siehe auch Schellack 1991: 98; Festschrift 100 Jahre TUS Neuerkirch-Külz 2013, S. 36–38 (mit Fotos).
- 40 RhVA: Ka.
- 41 Zur fastnächtlichen „Rummelpott“-Tradition siehe Alois Döring: Der Rummelpott. Notizen zu einem niederrheinischen Fastnachtsbrauch. In: W. Bodens, A. Döring, L. Gillesen (Hg.): Von Fastelabend bis Karneval. Fastnachtsbräuche im westlichen Grenzland. Heinsberg 1989, S. 101–114.
- 42 Freundl. Mitteilung von Hans-Rudolf Theissen, Kirchheim.
- 43 <http://home.arcor.de/ahljecke/baerenweb>. – Zur Deutung der Bezeichnung Erbsen- oder Strohbär auch für die in ein Bärenfell gekleidete Gestalt (Lohmar, Pech) ist auf den geplanten Aufsatz (RWZ 2015) zu verweisen.

Der Dialekt von Beggendorf

Kompetenz, Erfahrungen und Einstellungen junger Erwachsener

von Nathalie Strothkämper

Meine Oma spricht noch Platt“¹ – dieses Zitat vermag die Situation junger Leute im Rheinland in weiten Teilen widerzuspiegeln. Heute wird im Allgemeinen davon ausgegangen, dass die Dialektkontinuität im Rheinland abgebrochen ist: Der Dialekt wird nicht mehr als Erstsprache von den Eltern an ihre Kinder weitergegeben, meist sogar wird er von den Eltern überhaupt nicht mehr gesprochen. Außerhalb der Familie, sozusagen „auf der Straße“, haben die jungen Leute kaum noch eine Begegnungsmöglichkeit mit dem Dialekt – und damit kaum noch eine Chance, den jeweiligen Ortsdialekt zu lernen (vgl. Cornelissen 2008, S. 23, 112ff.).

Eine Befragung aus dem Jahr 2002 im Eifelort Lammersdorf, der zur Städteregion Aachen gehört, weckt wenig Hoffnung: Obwohl in der Eifel der Dialektrückgang noch am wenigsten fortgeschritten ist, gab nur einer von elf Befragten unter 25 Jahren an, den Dialekt zu sprechen, auch wenn alle Befragten den Dialekt verstanden. Allerdings machen die nach 1974 Geborenen die Einschränkung, sie verstanden den Dialekt „teilweise“ oder „ein wenig“ (vgl. Cornelissen/Stiel 2004, S. 49–50).

Eine zehn Jahre später durchgeführte Befragung von Sanne Hoffmann (2012) zu Dialektsprechern im niederländischen Vaals, im belgischen Gemmenich (beide Orte in unmittelbarer Grenznähe zu Aachen) und im Aachener Stadtteil Laurensberg zeigte Ähnliches: Die Laurensberger verwendeten nicht nur insgesamt weniger Dialekt, es tat sich auch eine regelrechte Kluft zwischen den Generationen auf. Die jungen Laurensberger (im Alter zwischen 18 und 40 Jahren) übersetzten nur 39 Prozent der auf Listen vorgegebenen Wörter richtig in den jeweiligen Dialekt, gegenüber 72 Prozent bei den Befragten über 60 Jahren. Zum Vergleich: In Vaals und Gemmenich übersetzten die jüngeren Leute 75 Prozent der Wörter richtig – dies ist sogar mehr als bei den älteren Laurensbergern (vgl. Hoffmann 2012, S. 88–91). In der Befragung von Hoffmann wurden allerdings nur fünf junge Laurensberger mit der großen Altersspanne von 18–40 Jahren befragt, zudem handelte es sich um eine städtische Umgebung. Untersuchungen zeigen, dass in Städten in der Regel weniger Dialekt gesprochen wird als in umliegenden ländlichen Regionen (vgl. z.B. Lenz 2003, S. 183).



Die Kirche im Dorf: Beggendorf.

Dialekt in Beggendorf

Wie also steht es heute um die Dialektkompetenz der jungen Generation in den kleinen Dörfern, die die letzte Bastion des Dialekts im Rheinland sein könnten – sieht man einmal von Köln und der Eifelregion ab? Welche Erfahrungen haben sie mit dem Dialekt gemacht und wie ist ihre Einstellung gegenüber dem Dialekt? Diesen Fragen bin ich im Oktober und November 2013 mit einer Befragung junger Leute zwischen 20 und 35 Jahren in meinem Heimatdorf Beggendorf exemplarisch nachgegangen. Beggendorf liegt in einer Region, in der heute von einem mittelstarken Dialektverlust ausgegangen werden muss – einem stärkeren Verlust als im oben erwähnten Lammersdorf (vgl. Cornelissen 2008, S. 104/105).

Beggendorf zählt knapp 1.700² Einwohner und liegt am nördlichsten Rand der

Städteregion Aachen. Auch in sprachlicher Hinsicht ist Beggendorf ein Randgebiet: Der dort gesprochene Dialekt zählt zum Ripuarischen, zu dem auch der Kölner Dialekt gehört. Bereits das 1,5 km weiter nördlich gelegene Nachbardorf Waurichen, jenseits der „Benrather Linie“, hat einen südniederfränkischen Dialekt. Wenige Kilometer westlich von Beggendorf liegt die niederländischen Provinz Limburg. In deren südöstlichem Teil spricht man – neben der niederländischen Hochsprache – wie in Beggendorf Ripuarisch, an das sich weiter nördlich südniederfränkische Dialekte anschließen. Die Ähnlichkeiten dies- und jenseits der Grenze sind so groß, dass ältere Beggendorfer Dialektsprecher einheitlich bestätigen, es sei gut möglich, sich mit den Dialekt sprechenden niederländischen Nachbarn zu unterhalten.

In Beggendorf wurde vermutlich verhältnismäßig lange der Ortsdialekt als übliche Sprechlage im Alltag verwendet, der nur einem geringen Einfluss durch das Hochdeutsche unterlag. Bis in das 20. Jahrhundert waren die Dorfbewohner vornehmlich einfache Leute, die neben der Landwirtschaft jahrhundertlang traditionell Korbmacherei betrieben. Um 1880 zählte Beggendorf gut 800 Einwohner, wobei sich unter den 176 Haushalten 137 Landwirte und nur neun Gewerbetreibende befanden (vgl. Reinartz 1961, S. 69). Die Situation begann sich erst mit Beginn der Steinkohleförderung in der Zeche Carl-Alexander im benachbarten Baesweiler im Jahr 1921 zu ändern. Die Industrialisierung erreichte auch Beggendorf. Es fand ein massiver Zuzug statt, die Einwohnerzahl Beggendorfs stieg zwischen 1915 und 1933 von 869 auf 1.280 Einwohner (vgl. Reinartz 1961, S. 77, 88). Die Hinzugezogenen beherrschten den Ortsdialekt nicht, brachten dafür aber ihre eigenen Dialekte mit. Zu dieser Zeit, in der die Großeltern bzw. teils Urgroßeltern der befragten jungen Leute geboren sind, beginnt das Hochdeutsche eine immer größere Rolle im Alltag zu spielen.

Eine eigene Studienarbeit aus dem Jahr 2010 zeigte, dass bei den Beggendorfern der Jahrgänge 1920–1937 der Dialekt noch das übliche Kommunikationsmedium im Alltag, insbesondere in den Familien, war. In einigen Familien wurde mit der Einschulung der Dialekt im Gespräch mit den Kindern nur noch eingeschränkt verwendet, stattdessen wurde, so weit es möglich war, Hochdeutsch gesprochen.

Auch die ebenfalls befragten Gewährspersonen der Jahrgänge 1942–1949 lernten den Dialekt noch als Erstsprache, doch gaben sie ihn nur noch teilweise an ihre Kinder weiter.

Die Befragung

Als Ausgangslage der neuen Befragung konnte angenommen werden, dass die aus Beggendorf stammende Großelterngeneration über eine sehr gute aktive Dialektkompetenz verfügt. Befragt wurden daher solche jungen Leute, bei denen zumindest ein Eltern- und ein Großelternteil aus dem Dorf stammt. Damit war die Voraussetzung dafür gegeben, dass zumindest zeitweise in der Familie Dialekt gesprochen wird/wurde.

An der Erhebung, die im Oktober und November 2013 durchgeführt wurde, nahmen zwölf junge Leute im Alter von 21–33 Jahren teil, je sechs Männer und Frauen. Die Befragung fand überwiegend bei ihnen zu Hause statt und dauerte meist zwischen einer halben und einer Stunde. Alle befragten jungen Leute sind im Dorf aufgewachsen und haben dort mindestens bis zum Ende der Schulzeit gelebt. Zehn von ihnen waren zwischen 27–33 Jahren alt (geboren 1979–1986), die beiden jüngsten Gewährspersonen waren Anfang 20, d. h. sie gehörten den Jahrgängen 1991 und 1992 an. Sechs Gewährspersonen lebten noch in ihrem Heimatdorf, vier in der unmittelbaren bzw. nahen Umgebung. Nur zwei waren inzwischen aufgrund von Studium bzw. Arbeit weiter weggezogen. Insgesamt sieben Personen studierten bzw. hatten ein Studium abgeschlossen, während fünf Befragte

eine Ausbildung aufgenommen oder abgeschlossen hatten. Da ein Geschwisterpaar unter den Gewährspersonen war, wurden elf Familien erfasst. Drei davon haben eigene Höfe.

Dialektkompetenz der jungen Leute

Das erste Interesse der Studie galt der aktiven bzw. passiven Dialektkompetenz der jungen Leute. Aufgrund der Ergebnisse der anderen Befragungen (s.o.) konnte kaum davon ausgegangen werden, dass überhaupt noch junge Dialektsprecher zu finden sein würden. Überraschenderweise gaben jedoch drei Befragte, einer von ihnen im Alter von Anfang 20, an, den Dialekt – uneingeschränkt – sprechen zu können. Weitere fünf Beggendorfer meinten, den Dialekt mit – unterschiedlich großen – Einschränkungen zu beherrschen. Nur vier Gewährspersonen verfügten nach eigenem Bekunden über keinerlei aktive Kompetenz. Diejenigen Sprecher, die Einschränkungen machten, verwiesen besonders darauf, dass der Dialekt zu selten verwendet wird. So gab einer zu Protokoll, er verwende häufig vorkommende Wörter im Dialekt, seltenere habe er jedoch nicht „parat“. In den inzwischen recht seltenen Gesprächen mit dem Vater und der Großmutter, im Dialekt geführt, greife er dann auf die hochdeutschen Ausdrücke zurück. Ein anderer Sprecher bemerkte, es verhalte sich ganz wie mit dem Englischen: Wenn die Sprache lange nicht mehr gesprochen werde, sei der Wortschatz eingeschränkt. Halte man sich aber eine längere Zeit in England auf, falle das Sprechen wieder leichter.

Erwartungsgemäß lag die passive Kompetenz über der aktiven. Acht Befragte verstehen den Dialekt gut, vier von ihnen vollständig und bei jedem Sprechtempo. Die verbleibenden vier jungen Leute machten Einschränkungen: Zumindest der Sinn werde verstanden, dialektale Äußerungen würden größtenteils verstanden. Zwei dieser vier betonten, sie hätten fast nie die Gelegenheit, den Dialekt zu hören. Eine Gewährsperson konnte sich sogar nicht einmal erinnern, wie sich der Dialekt anhört.

Insgesamt ist das Ergebnis zur Dialektkompetenz, gerade zur aktiven Kompetenz, erstaunlich. Unter den Dorfbewohnern, die auf Bauernhöfen aufgewachsen waren, war die passive Dialektbeherrschung durchweg sehr hoch, und zumindest einer von ihnen schätzte auch seine aktive Kompetenz als sehr gut ein.

Dialekt – ein Kommunikationsmittel im Alltag?

Ein klarer Zusammenhang ergab sich zwischen der Sprache in der Familie und der jeweiligen Dialektkompetenz der Befragten. Diese ist direkt davon abhängig, wie sich das (sprachliche) Verhältnis zu den Großeltern bzw. Eltern gestaltet hat, wobei sich durchweg ein bedeutender Unterschied für die Kommunikation mit den Eltern auf der einen Seite und den Großeltern auf der anderen Seite zeigte.

Auf die Frage nach den Eltern meinte lediglich eine Gewährsperson, ihr Vater spreche mit ihr überwiegend Dialekt. Dagegen antwortete die Hälfte (6), es werde „hauptsächlich“ Hochdeutsch gespro-

chen, wenn auch in unterschiedlichem Maße Dialekt verwendet werde: „Das ist gemischt“ oder „Da fließt natürlich immer in bisschen Dialekt mit ein“ waren typische Antworten. Die Eltern dieser Sprecher verwenden den Dialekt überwiegend noch im Gespräch mit ihren Eltern, mit einzelnen Verwandten oder Arbeitskollegen. Dies gilt vor allem für die Gespräche unter den Landwirten, die nach einhelliger Auskunft der Gewährspersonen noch stets im Ortsdialekt stattfinden. Die Eltern untereinander sprechen in fünf der Familien situationsabhängig noch Dialekt. Es kann davon ausgegangen werden, dass in diesen Familien zwischen Eltern und Kindern überwiegend eine regionale Umgangssprache verwendet wird, angesiedelt zwischen Dialekt und Hochdeutsch. Je nach Situation und Sprecher wird sie mehr oder weniger Dialekteinflüsse aufweisen. Die fünf verbliebenen Befragten gaben an, dass die Eltern mit ihnen nicht Dialekt gesprochen hätten.

Keine der Gewährspersonen spricht nach eigenen Angaben mit den Eltern noch Dialekt! Eine Gewährsperson ergänzte allerdings, der Dialekt sei „integriert“, wenn sie mit der Familie spreche, er zeige sich in manchen Wörtern und Redewendungen. Es falle ihr jedoch schwer abzuschätzen, inwiefern sie tatsächlich noch Dialekt verwende. Aussagen wie die, man spreche mit den Eltern „fast gar nicht Platt“ oder „ein bisschen weniger Dialekt, mehr Hochdeutsch, aber auch schon mal so ein paar Worte dazwischen“, geben einen Hinweis darauf, dass teilweise eine regionale Umgangssprache gesprochen

wird, die mehr oder weniger Dialekteinflüsse aufweisen kann.

Ein deutlich anderes Bild zeichnet sich für die Sprachwahl im Gespräch mit bzw. unter den aus Beggendorf stammenden Großeltern ab, wobei bei der Mehrzahl der Gewährspersonen zumindest ein Großelternanteil schon verstorben ist. Es lässt sich ein scharfer Gegensatz zwischen der Großeltern- und Elterngeneration ausmachen, was die Verwendung des Dialekts mit den jungen Leuten angeht. Bei zehn der zwölf Befragten haben die Großeltern ausschließlich oder fast ausschließlich Dialekt gesprochen – und zwar auch mit ihren Enkelkindern. Dies habe sich allein schon daraus ergeben, dass die Großeltern das Hochdeutsche gar nicht sprechen konnten! Jedoch war der Kontakt mit den Großeltern nicht immer gleich intensiv – in vielen Fällen sind diese früh verstorben oder der familiäre Kontakt war nicht sehr ausgeprägt. Bei anderen waren Oma oder Opa die einzigen Dialekt-Gesprächspartner, was zur Folge hatte, dass diese Befragten den Dialekt selbst meist nicht mehr aktiv erlernen konnten – oder sogar Probleme hatten, die Großeltern zu verstehen.

Eine Gewährsperson erinnerte sich, am Anfang nicht alles verstanden zu haben, wenn ihre Großeltern Dialekt redeten. Doch habe sie im Laufe der Jahre durch einen intensiven Kontakt mit den Großeltern den Dialekt schließlich selbst sehr gut erlernt, und sie verwende ihn auch heute noch. Zwei weitere Gewährspersonen sagten, dass sie den Dialekt dadurch noch gut sprechen bzw. sehr gut verstehen können.

ten, dass sie „Oma-Kinder“ gewesen seien. Die Großeltern scheinen hinsichtlich der Dialektkompetenz der heutigen jungen Beggendorfer der maßgebende Faktor zu sein. Dies ist einleuchtend, fehlen doch im Alltag über weite Strecken andere Kommunikationspartner, die den Dialekt sprechen könnten bzw. auch tatsächlich verwenden.

In der Untersuchung wurden die Beggendorfer auch danach gefragt, ob der Dialekt in der nahen Verwandtschaft, unter Freunden und gegebenenfalls auf der Arbeit verwendet werde. Wie erwartet, ist das Dialektsprechen in der Verwandtschaft wie in der Familie stark eingeschränkt: Es sind meist nur noch einzelne Konstellationen, in denen Dialekt gesprochen wird. Etwa, wenn der Vater mit dem Onkel spricht oder wenn sich ältere Leute im Dorf unterhalten. Die jungen Dialektsprecher haben also kaum noch Gelegenheiten, den Dialekt zu verwenden, insbesondere wenn die Großeltern verstorben sind.

Exemplarisch kann eine von einer jungen Frau berichtete Begebenheit angeführt werden: Sie erinnerte sich, wie sie einige Zeit zuvor auf der Straße von einer Gruppe älterer Leute angesprochen und im Dialekt um ein Foto gebeten worden war. Zur Verwunderung der Anderen habe sie im Dialekt geantwortet. Die Gruppe hatte zwar offensichtlich vorausgesetzt, dass ihr Dialekt verstanden würde – dies an sich wäre ja schon bemerkenswert –, nicht aber erwartet, die junge Frau könne oder werde im Dialekt antworten. Dieser Dialog sei für sie, so die Gewährsperson, jedoch die einzige Gelegenheit in einem

mehrjährigen Zeitraum gewesen, bei der sie Dialekt gesprochen habe!

Vier Gewährspersonen, darunter die drei mit guter aktiver Kompetenz, berichten, es ergäben sich zumindest gelegentlich Situationen, in denen sie Dialekt verwenden. Ein Befragter erklärte, in Familie und Verwandtschaft werde über die Generationen hinweg üblicherweise Dialekt gesprochen. Ein andere Gewährsperson stellte fest: „Es gibt nur eine Handvoll Leute, mit denen ich in den Dialekt fall [...], schonmal, wenn man mit alten Berufskollegen vom Vater steht.“ Auf der Arbeit werde eine „ganz schwache Form von Dialekt gesprochen“. Eine dritte Person hat vor allem dadurch mehrmals im Monat die Gelegenheit, Dialekt zu sprechen, dass sie gute Kontakte zu einigen älteren Personen im Dorf pflegt. Auch auf der Arbeit verwende sie mit älteren Kunden öfter den Dialekt, die sich dadurch mehr angesprochen fühlten. Sie resümierte: „Platt rede ich fast nur noch mit der älteren Generation, weil die jüngere das gar nicht mehr so präsent hat und viele Ausdrücke auch nicht kennt.“

Besondere Erfahrungen mit dem Dialekt

Die meisten der Befragten erzählten von positiven Erfahrungen mit dem Dialekt. Sie verbinden ihn mit den Großeltern, Platt stellt eine Verbindung zwischen den Generationen dar. Der Zeitraum, in dem der Dialekt tatsächlich noch als regelmäßiges Kommunikationsmittel gedient habe, liegt für die Gewährsleute überwiegend schon Jahre zurück; er hat meistens bereits in

der frühen Kindheit, insbesondere durch die Einschulung, geendet. Eine Gewährsperson berichtete, sie habe im Kindesalter kleine Geschichten im Dialekt geschrieben. Dazu habe sie sich immer vor Augen geführt, wie ihre Großmutter dies oder jenes aussprach. Erst mit der Einschulung sei ihr der Unterschied zwischen Dialekt und Hochdeutsch bewusst geworden. Heute könne sie den Dialekt mit kleineren Einschränkungen sprechen.

Eine andere Gewährsperson hat – so erinnert sie sich – vor der Einschulung mehr Dialekt als Hochdeutsch gesprochen. Die Umstellung auf ausschließliches Hochdeutsch in der Schule sei anfangs schwierig gewesen. Dabei sei ihr auch schwergefallen zu unterscheiden, was Dialekt und Hochdeutsch sei und in der Folge ebenfalls, was in welcher Situation angemessen war. Dies ist bemerkenswert, da mir ähnliche Aussagen sonst nur aus Gesprächen mit wesentlich älteren Dorfbewohnern bekannt sind. Solche Erinnerungen legen nahe, dass der Beggendorfer Dialekt auch für Angehörige der jüngeren Generation eine in der Kindheit sehr präsente Sprache, in Einzelfällen sogar die Erstsprache, gewesen sein könnte.

Bemerkenswert ist, dass von Befragten mehrfach darauf hingewiesen wurde, der Dialekt sei unter (bestimmten) jungen Männern im Dorf durchaus noch üblich, wenn diese „unter sich“ seien. Zwei dieser jungen Dialektsprecher im Alter von 21 und 22 Jahren konnten dazu befragt werden. Sie gaben an, bei besonderen Gelegenheiten – etwa beim Maibaumaufstellen, bei Dorffesten, durchaus aber auch beim

Feiern, z. B. in der Diskothek – „teilweise“ Dialekt zu sprechen. In angeheitertem Zustand werde es eben „schon mal lustig“, dann werde gerne Dialekt gesprochen. Dies sei keinesfalls peinlich, höchstens insofern problematisch, wenn Außenstehende das Gesprochene nicht verstehen.

Einstellungen

Mit verschiedenen Fragen wollte ich schließlich herausfinden, wie die Einstellung der jungen Leute gegenüber dem Dialekt ist.³ Die Frage, ob der Beggendorfer Dialekt *gerne gesprochen* wird, konnte von den meisten Gewährspersonen aufgrund mangelnder Gelegenheiten hierzu nicht beantwortet werden. Vier Befragte bejahten die Frage, darunter zwei der Sprecher mit guter aktiver Dialektkompetenz, ein aktiv sprechender Befragter äußerte sich neutral.

Den Dialekt als *schön* bzw. *gut klingend* empfanden insgesamt sieben Gewährspersonen. Drei der vier Sprecher ohne aktive Dialektkompetenz kamen zu diesem Urteil, während die vierte Person sich hier enthalten wollte, weil sie sich nicht mehr an den Klang erinnern konnte. Von den acht Personen mit aktiver Kompetenz kamen vier zum Urteil *schön*. Einer von ihnen fügte hinzu, gegenüber dem Beggendorfer Dialekt klinge der Dialekt im benachbarten Baesweiler *unschön*. Eine der drei Gewährspersonen, die diese Frage verneinten, gab sogar zu Protokoll, der Dialekt von Beggendorf klinge „plump“. Zwei Gewährsleute machten keine Angaben.⁴

Gefragt wurde ebenfalls, ob der Beggendorfer Dialekt etwas zu leisten ver-

mag, was das Hochdeutsche nicht leiste, ob er *mehr kann*. Bei dieser Frage waren sich die Befragten unabhängig von ihrer Kompetenz einig, indem sie sie zehnmals bejahten; zwei Personen blieben eine Antwort schuldig. Dabei wurde sechsmal gesagt, über den Dialekt sei das Niederländische besser zu verstehen. Ein Befragter berichtete, ihm sei es früher stets gelungen, die niederländischen Taubenzeitschriften des Opas zu lesen. Eine andere Gewährsperson meinte: „Der Dialekt ist so ein bisschen die Verbindung zu unseren holländischen Nachbarn, weil ich glaub, wenn wir Hochdeutsch sprechen und die ihr Niederländisch, dann verstehen wir uns nicht, aber über den Dialekt findet da doch noch Kommunikation statt.“ Hier sei daran erinnert, dass der Dialekt im angrenzenden Limburger Raum auch unter jungen Leuten üblich ist (vgl. Cornelissen 2008, S. 123; Hoffmann 2012, S. 88).

Außerdem ist der Dialekt für viele der jungen Leute ein Teil ihrer Identität. Er verbindet die jungen Leute mit der Heimat. Wer Dialekt spreche, könne mehr als das „Gewöhnliche“, stellte eine junge Frau fest, es stehe einem eine „andere Facette von Sprache“ zur Verfügung, „auch wenn es manchmal vielleicht nicht korrekt ist“. Von einem anderen Beggendorfer war zu hören, dass es ihm besonders dann Spaß mache, den Dialekt zu verwenden, wenn Nebenstehende die Äußerungen nicht verstünden, die jungen Männer aus der eigenen Gruppe aber schon. Eine andere Gewährsperson (ohne aktive Kompetenz) urteilte, der Dialekt höre sich „angenehmer, runder, flüssiger“ an, er sei „besser

zum Quatschen“. Dagegen sei das Hochdeutsche „so eine neutrale, klinische Sprache“.

Überhaupt sind die direkten Äußerungen der jungen Leute über den Dialekt fast durchweg positiv. So befand eine junge Frau, der Dialekt sei „sehr vertraut, heimelig und heimisch.“ Sie fuhr fort: „Viele Leute schämen sich ein bisschen dafür, weil sie das Gefühl haben, das ist die Sprache der Ungebildeten, der Handwerker, der unteren Klassen, aber das finde ich überhaupt nicht, es ist ein Stück Kultur, das will man lebendig erhalten, und ich hoffe, dass das weiterhin so passiert. Ich werde bestimmt nicht mehr in Beggendorf wohnen, [...] aber ich hoffe, dass andere Leute das tun.“

Hier klingt an, was am Rande einiger Gespräche durchschien – im Widerspruch zu mancher direkter Äußerung: Anmerkungen wie „auch wenn es vielleicht nicht ganz korrekt ist“, „früher war es ja noch schlimmer“ oder „in der heutigen Zeit wirst du einfach, glaub ich, komisch angeguckt, wenn du dann so plump daherplapperst, wat irgendwie nur halb verstanden wird“ zeigen, dass eine gewisse Negativbewertung – bewusst oder unbewusst – durchaus vorhanden ist. Wurden die Gewährspersonen direkt darauf angesprochen, konnten sie sich dies nicht erklären. Nur einer der Sprecher gab zu Protokoll, er halte sich „vom Dialektsprechen fern“, auch wenn ihm der genaue Grund nicht deutlich sei: Vielleicht sei es „wegen der Gesellschaft, die das nicht toleriert“. Dagegen hatten die älteren Einwohner des Dorfes, die ich 2010 für die Studienarbeit



Hier wurde Deutsch gelernt: Die frühere Schule von Beggendorf.

(s.o.) befragt habe, die Tendenz zu einer gesellschaftlichen Abwertung des Dialekts in früheren Jahren sehr viel präziser angesprochen.

Ein weiterer Hinweis auf eine (unbewusste) Abwertung ergab sich bei der Frage zum *Ausdruck von Emotionen*: Der Dialekt wird von keinem der Befragten zum Ausdruck besonderer Freude o. ä. verwendet. Hier wurde ausschließlich das Hochdeutsche, insbesondere Modewörter wie z. B. „geil“, genannt. Umgekehrt berichtete ein Sprecher mit guter aktiver Kompetenz, beim Fluchen neige er dazu, in den Dialekt zu „verfallen“. Eine andere, ebenfalls ak-

tive Sprecherin drückte es drastisch aus: „Wenn ich mich tierisch aufrege, dann fange ich sofort auf Platt an zu fluchen“ und fügte hinzu, bei ihrer Schwester verhalte es sich genauso.

Die Frage, ob vielleicht negative Einstellungen bei den Eltern oder Großeltern gegenüber dem Dialekt bestünden, konnten die meisten Gewährspersonen nicht beantworten. Ein Sprecher berichtete von seiner Mutter, die darauf geachtet habe, dass Hochdeutsch gelernt wurde. Die Mutter einer anderen Gewährsperson hat ihr Augenmerk darauf gelegt, dass kein Dialekt gesprochen wurde. Ganz kon-

kret erinnerte sich eine der aktiven Sprecherinnen, die Großeltern hätten es zwar begrüßt, dass sie Dialekt sprach, doch sei immer wieder der Satz gefallen: „Du musst Deutsch lernen“. Geschwister der Großeltern wurden teils sehr deutlich und schimpften: „Und du sprichst nicht Platt. Du redest jetzt Deutsch.“

Nach den *Gründen für den starken Dialektrückgang* gefragt, wurde überwiegend vorgebracht, es gebe einfach keine Sprecher und Situationen mehr: „Dialekt-sprechen ergibt sich leider nicht mehr“. Selbst die aktiven Sprecher betonten, sie beherrschten den Dialekt nicht mehr so gut wie die Großeltern – auch durch die Verwendung des Hochdeutschen in Schule und Beruf. Zwei Sprecher berichteten von sprachlichen Veränderungen, nachdem sie einen Beruf außerhalb des Dorfes angenommen hatten: Sie konnten in der Folge beobachten, dass die aktive Dialektkompetenz nachließ.⁵ Als weitere Gründe wurden die hohe Mobilität und der starke Zuzug von Menschen ohne Dialektkompetenz genannt. Desweiteren vermischten sich die Dialekte untereinander. Keiner der jungen Erwachsenen wies allerdings darauf hin, die abgebrochene Weitergabe habe ihren Grund darin, dass die ältere Generation den Dialekt zu einer bestimmten Zeit negativ bewertet habe.

Die Frage, ob es *schade sei, dass der Beggendorfer Dialekt* auf kurz oder lang *aussterbe*, bejahten bis auf eine Person alle jungen Leute; die Gegenstimme kam von einem Sprecher mit eingeschränkter aktiver Kompetenz. So äußerten sich die Beggendorfer überwiegend dahingehend,

dass mit dem Dialekt ein Stück Individualität verloren geht – „Hochdeutsch kann ja jeder [...] Dialekt ist etwas Spezielles“. Andere Sprecher verweisen darauf, dass die Zeit eben weitergehe: „[...] es ist zwar schade, aber es geht heute auch einfach nicht mehr, das hat sich verändert heutzutage“. In solchen Einlassungen schwingt sicherlich auch eine niedrigere Statusbewertung des Dialekts mit.

Nach überwiegender Einschätzung der Befragten sind es nur noch Einzelne unter den Gleichaltrigen und Jüngeren, die noch den Dialekt beherrschen. Letzte Domänen des Dialekts seien vor allem die zahlreichen Höfe in Beggendorf. Einer der wenigen aktiven Sprecher (33 Jahre alt) meinte, seine Dialektkompetenz sei im Vergleich zur Altersgruppe sehr hoch. Gleich zwei Gewährspersonen urteilten, einzelne andere jüngere Leute redeten zwar nicht „richtig Platt“, doch „schon extrem“.

Dialekt und regionale Umgangssprache

Damit ist ein terminologisches Problem angesprochen, das bei Untersuchungen dieser Art nicht zu unterschätzen ist. Denn was ein „Dialekt“ ist, ist in der Alltagssprache nicht unbedingt sauber definiert (vgl. Cornelissen 2008, S. 29). Die jungen Leute in Beggendorf verwendeten hier überwiegend den Begriff „Platt“.

Klare Hinweise darauf, dass den Gewährsleuten der Befragung tatsächlich der Dialekt (= Platt) und nicht eine dialektal geprägte Umgangssprache vor Augen gestanden hat, gaben Aussagen wie die eines der beiden jüngsten Dialektsprecher,

er glaube nicht, dass „jemand aus der Stadt es verstehen würde, wenn mit den Jungs Platt gesprochen wird“.

Wenn sie auch im Alltag keinen Dialekt mehr verwenden, erklärten die meisten der Gewährspersonen, ihre alltägliche Sprache unterscheide sich vom Hochdeutschen. Dies war auch während der Befragung festzustellen. Einer der jungen Beggendorfer, selbst kein Dialektsprecher, der sich ein recht gutes Hochdeutsch attestierte, stellte fest: „Mit regionaler Färbung hört es sich lockerer an, wenn ich in der Gegend bin und alle so reden, rede ich auch mehr so.“ Neben solchen prosodischen Merkmalen wie der Sprechmelodie wiesen gleich mehrere Sprecher daraufhin, bei ihnen unterscheide sich die Aussprache mancher Wörter vom Hochdeutschen. Solche phonologischen Merkmale, d. h. Aussprachemerkmale, konnten bei den meisten Gewährspersonen auch während der Befragungen beobachtet werden. Zumindest dann, wenn die Atmosphäre aufgelockert war, wurden häufig die Formen „dat“ und „wat“ verwendet. Häufig zu hören war in den Gesprächen die „Koronalisierung“ des *ich*-Lautes, also dessen Aussprache als *sch* oder als ein dem *sch* ähnlicher Laut. Diese beiden Besonderheiten sind auch Merkmale der regionalen Umgangssprache. Es fanden sich jedoch auch Merkmale, die auf einen stärkeren Einfluss des Dialekts verweisen könnten: Einzelne Befragten, mit (guter oder eingeschränkter) Dialektkompetenz verwendeten gelegentlich ein spirantisierendes „g“ im Silbenanlaut, d. h. *jut* anstelle von *gut*.⁶ Genauen Aufschluss darüber, wie

stark der Dialekteinfluss auf die Sprechlage der jungen Leute in welchen Situationen ist, könnte nur eine weitere Untersuchung geben (vgl. Cornelissen 2008, S. 120).

Schluss

An der Befragung in Beggendorf haben junge Erwachsenen teilgenommen, bei denen aufgrund des familiären Hintergrundes ein Kontakt zum örtlichen Dialekt vorausgesetzt werden konnte. „Zugezogene“ wurden nicht einbezogen. Ein zentrales Ergebnis lautet, dass der Dialekt unter diesen jungen Leuten keineswegs als ausgestorben gelten kann. Tatsächlich trifft man noch auf Sprecher mit aktiver Kompetenz, drei von zwölf wiesen – nach eigener Einschätzung – sogar eine gute aktive Kompetenz auf. Einige verwenden den Dialekt selbst im Gespräch mit Gleichaltrigen.

Damit scheint es auf den ersten Blick in Beggendorf um den Dialekt besser gestellt zu sein als in Lammersdorf, wo vor einigen Jahren ebenfalls junge Leute befragt worden sind (s. o.). Insgesamt bestätigen die Angaben der jungen Beggendorfer allerdings den allgemeinen Dialektschwund im Rheinland. Dabei dürften sich eine gewisse, den jungen Beggendorfern weitgehend nicht bewusste Abwertung des Dialekts und der geringe Status dieser Sprachform auswirken. Eine der befragten Personen brachte diesen Zusammenhang auch direkt zum Ausdruck. Als größtes Problem kann das Fehlen von Gesprächspartnern und das Vorherrschen des Hochdeutschen in Schule und Ausbildung sowie am Arbeitsplatz angesehen werden. Damit wie-

derholt sich – nun allerdings in verschärfte Weise – eine Situation, mit der sich schon die Elterngeneration konfrontiert sah. Der Satz von der Platt sprechenden

Großmutter ließe sich für junge Beggen-dorfer also ergänzen: „Meine Oma spricht noch Platt – und ich mit ihr.“

Literaturverzeichnis

Cornelissen, Georg: Meine Oma spricht noch Platt. Wo bleibt der Dialekt im Rheinland? Köln 2008.

Cornelissen, Georg/Stiel, Susanne: Eifel 2002. Dialektverlust in einer „dialektstabilen“ Landschaft – das Beispiel Lammersdorf. In: Volkskultur an Rhein und Maas 22, 2004, H. 1–2, S. 47–52.

Folwell, Katie/Durrell, Martin: Einstellungen zum Niederdeutschen in Münster. In: Niederdeutsches Jahrbuch 118, 1995, S. 245–270.

Hoffmann, Sanne: Dialect rondom het Drielandenpunt. In: Veldeke Limburg Jaarboek 2012, S. 85–92.

Lenz, Alexandra: Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmittel-deutschen (Wittlich/Eifel) (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, 125). Stuttgart 2003.

Lenz, Alexandra: Moselfränkisch. Eine populär-wissenschaftliche Einführung am Beispiel der Region Wittlich in der Eifel (= Beiträge zur Geschichte und Kultur der Stadt Wittlich). Wittlich 2006.

Overmann, Janine: Voreifeler Jugendsprache. Wenn Omma Gertrud den Wesch zu Fuß jeht: www.rheinische-landeskunde.lvr/Sprache/wer_spricht_wie/oertliche_studien/Voreifler+Alltagssprache.htm (Stand 15.11.2013)

Reinartz, Werner: Heimatbuch der Gemeinde Baesweiler. Zusammengestellt und hrsg. im Auftrag der Gemeinde Baesweiler. Baesweiler 1961.

Riehl, Claudia Maria: Sprachkontaktforschung. Eine Einführung. 2. Aufl. Tübingen 2009.

Anmerkungen

- 1 Vgl. das gleichnamige Buch von Georg Cornelissen zum Dialekt im Rheinland (2008).
- 2 Offizielle Angabe der Stadt Baesweiler von Oktober 2013, vgl. <http://www.baesweiler.de/inhalte/zahlenundfakten.aspx?id=754>
- 3 Methodisch muss eingeräumt werden, dass ich während der Gespräche immer meine positive Einstellung zum Dialekt zum Ausdruck gebracht habe, was möglicherweise einen

Einfluss auf das Antwortverhalten gehabt haben kann.

- 4 Eine Untersuchung zu Dialektbewertung in Münster, u. a. bei Schülern: Folwell/Durrell 1995.
- 5 Vgl. dazu auch Lenz 2003, S. 127.
- 6 Beobachtungen zu diesem Phänomen in der Sprache von Jugendlichen in der Voreifel bietet der Beitrag „Voreifler Jugendsprache“ von Janine Overmann auf der Homepage des ILR.

Bracht 2014 – ein Dorf und sein „Plott“ (Platt)

Eine aktuelle ILR-Erhebung

von Georg Cornelissen

Ein Ortsjubiläum

Das Dorf Bracht im Kreis Viersen wird 2016 ein besonderes Jubiläum feiern: 900 Jahre zuvor wurde der Ort erstmals in einer Urkunde erwähnt. Aus diesem Anlass soll ein gewichtiges Werk zur Ortsgeschichte erscheinen, aus Beiträgen zu verschiedenen Epochen und Themen bestehend, darunter auch ein Kapitel über den Brachter Dialekt.

Als die ILR-Sprachabteilung den Beitrag zum Dialekt (in Bracht *Plott* ‚Platt‘ genannt) übernahm, entstand schon bald der Plan, eigenes Sprachmaterial dafür zu sammeln. Das war der Anfang vom „Brachter Platt-Fragebogen“ des Jahres 2014.

Ein Dorf und sein Dialekt

Viele Menschen stellen sich unter dem Dialekt eines Dorfes eine erstens in sich mehr oder weniger einheitliche Sprachform vor, die sich zweitens von den Dialekten der Orte in der Umgebung erkennbar abhebt. „Die sprechen schon ganz anders“ – dieser Satz ist, in vielen Varianten, zu hören, wenn man sich bei Einheimischen nach dem sprachlichen Verhältnis zwischen Nachbarorten erkundigt. Platt dient

so der Abgrenzung nach außen – und der Identifizierung mit dem eigenen Ort.

Bracht ist heute ein großes, zur Gemeinde Brüggen gehörendes Dorf mit ungefähr 7.000 Einwohnern und Einwohnerinnen – von denen, das sei vorweggenommen, jetzt nur noch eine Minderheit den Dialekt verwendet. Geht man in die Geschichte zurück – vielleicht in eine Zeit, als im Ort „nur“ 1.000 Menschen lebten –, hat man sich eine dörfliche Sprachgemeinschaft vorzustellen, deren Dialekt im Dorfalltag dominierte, der aber sicherlich nicht gleichförmig und variantenlos gewesen ist. Schon deshalb, weil Sprache sich wandelt: So sprechen Jüngere anders als Ältere, etwa wenn sie „neue“ Wörter eher aufgreifen als die Senioren. Die Sprachforschung kann immer wieder das Phänomen der Variation beobachten, des Nebeneinanders von Synonymen oder Konkurrenzformen, bei dem die Dominanz der Variante A in einem Ort noch lange nicht bedeutet, dass die Form B binnen kurzer Zeit verschwinden muss. Mischformen, Spielformen, Nebenformen, Sonderformen – innerörtliche Sprachvariation hat viele Muster.

Die Sammlung 2014

Wie viele Brachter und Brachterinnen heute das örtliche Platt verstehen/beherrschen/benutzen, lässt sich im Anschluss an die Fragebogenerhebung des Jahres 2014 nicht sagen. Denn mit dieser Aktion wurden ausschließlich Menschen angesprochen, die den Dialekt selbst benutzen. In der ersten Zeile des Fragebogens war nämlich zu lesen: „Es geht um die Art und Weise, wie Sie selbst Platt sprechen!“ Wer – etwa unter den jüngeren Leuten – das Platt der Eltern vielleicht noch bestens versteht und demnach über eine sehr gute „passive Kompetenz“ verfügt, selbst aber den Dialekt im Alltag nicht verwendet, der besitzt keine „aktive Kompetenz“ und war bei dieser Untersuchung nicht gemeint. Denn sie zielt auf die Vielfalt im Brachter Dialekt, wie er sich anno 2014 zeigt.

Der Rücklauf von 181 ausgefüllten Bögen übertraf alle Erwartungen – mit einer so großen Zahl war eigentlich nicht zu rechnen. Es dürfte bislang kein anderes Dialektprojekt im Rheinland durchgeführt worden sein, bei dem eine solche Anzahl von Dorfbewohnern ihren dialektalen Fingerabdruck abgegeben hat.

Eine Bedingung für den erfreulichen Umfang der Beteiligung war sicherlich die Kürze des Fragebogens (siehe Abbildung). Schon der erste Blick auf den Bogen sollte den möglichen Gewährsleuten signalisieren: Hier muss nicht viel geschrieben werden. Denn es fällt vielen Menschen ja schon nicht leicht, Texte im Dialekt zu *lesen*. Beim *Schreiben* stellen sich naturgegeben noch ganz andere Probleme ein – und doch hing der Erfolg des Brachter Projekts

Die „Sammelbox“

davon ab, dass eine möglichst große Gruppe von Dialektsprechern für das Mitmachen gewonnen werden konnte.

Die Aktion begann, in den Medien angekündigt, am 29. April, als ich für einen Tag mein Bonner Büro nach Bracht verlegte, wo die Gemeinde Brüggen einen Raum im dortigen Rathaus zur Verfügung gestellt hatte. (Am Ort nennt man die Zweigstelle der Gemeindeverwaltung Brüggen „Rathaus Bracht“). Eine Reihe von DialektsprecherInnen kam dann zu mir, damit ich ihre Angaben zur Erhebung schriftlich festhalten konnte. Über diese Bürostunden berichteten wieder die Zeitungen und auch das Fernsehen (WDR: Lokalzeit Düsseldorf), so dass für die Publizität des

Unternehmens bestens gesorgt war. An vier Stellen in Bracht lagen ab dem 29. 4. die Fragebögen aus, dort waren auch die Sammelboxen für die ausgefüllten Bögen zu finden: In je einem Geschäft in den Honschaften (Bauernschaften) Hülst (nördlich des Ortskerns) und Börholz (südlich) sowie zweimal in der Dorfmitte: in einer Gaststätte und im Rathaus Bracht. Am 14. Mai war die Aktion beendet.

Zwei gesonderte Teilsammlungen haben zum hohen Rücklauf beigetragen. Einmal habe ich selbst im Rahmen einer Nachmittagsveranstaltung der evangelischen Kirchengemeinde Sprecherinnen (in diesem Fall waren keine Männer darunter) befragen können; alle waren schon im Rentenalter. Im zweiten Fall hat ein Brachter, der das Ganze unterstützen wollte, während eines zufällig in diesen Zeitraum fallenden Klassentreffens den Fragebogen ausgeteilt und um dessen Bearbeitung gebeten. So kamen 22 zusätzliche Bögen zusammen, ausgefüllt von Menschen der Geburtsjahrgänge 1936 und 1937. Der Initiator hatte seine früheren Mitschüler und Mitschülerinnen ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass „Abschreiben“ nicht erwünscht sei: Es ging ja um den individuellen Sprachgebrauch. Die bisherige Auswertung dieser Fragebögen (siehe unten) deutet daraufhin, dass sein Hinweis gefruchtet hat.

Das Ergebnis in Zahlen

Insgesamt 181 ausgefüllte Fragebogen bilden die Materialgrundlage für die nun anstehende Auswertung. (Es waren sogar noch einige mehr, die aber aus verschie-

denen Gründen nicht berücksichtigt wurden: Sie bezogen sich auf andere Dialekte, kamen zu spät ...). Da auf einem der Bögen die Angabe des Geburtsjahres fehlte, sind in der Übersicht über das Alter der Gewährspersonen nur 180 berücksichtigt. Sie verteilen sich wie folgt über die aus je fünf Jahrgängen gebildeten Altersgruppen:

1920–24	4
1925–29	9
1930–34	17
1935–39	39
	davon 22 „Klassentreffen“
1940–44	28
1945–49	26
1950–54	19
1955–59	10
1960–64	13
1965–69	4
1970–74	3
1975–79	5
1980–84	2
1985	1

Das Durchschnittsalter der Brachter Gewährspersonen liegt, wenn man die Fragebögen vom Klassentreffen einmal unberücksichtigt lässt, zwischen 66 und 67 Jahren. Zum Vergleich: Bei einer ähnlichen Fragebogenaktion zum Bonner Dialekt waren im Jahre 2011 die Ausfüller im Schnitt etwa 71 Jahre alt (siehe Rempel 2013, S. 14/15).

Die zehn Geburtsjahrgänge von 1945 bis 1954 haben mit 45 Fragebögen zum Gesamtergebnis beigetragen, die nächsten zehn Jahrgänge (1955–1964) noch mit 23 Bögen. Wenn die seit 1965 Geborenen

1. Wie lautet der Ortsname **Bracht** auf Platt: BRAUT
2. **Bonbons**: Was sagen Sie auf Platt? BROCKE / BRÖCKSKES
3. **Sperling**: SPUTZ / PUTSCH
4. **Purzelbaum**: ?
5. **Unsinn** („Der erzählt nur Unsinn.“): DE-A VERTÄLLT NUR DRIIT
6. **Weckmann**: Buckmann
7. **Flugzeug**: FLEJER
8. Die Farbe zwischen schwarz und weiß: JRIIS
9. **Plaht – Pläht (Glatze)**: Wie sagen Sie auf Platt?
☐ Plaht ☒ Pläht ☐ beides anders:.....
10. **hässe – häste (hast du)**: Wie sagen Sie auf Platt?
☒ hässe ☐ häste ☐ beides anders:.....
11. **Pott – Döppe**: Gibt es einen Bedeutungsunterschied? Wenn ja, welchen?
Pott = klein – DÖPPE = GROß / BOHNENDÖPPE z.B.
12. Übersetzen Sie bitte ins Platt: „**Ich spreche Brachter Platt**“
ICH KALL BRAUTER PLOTT ?

*Ein ausgefüllter Fragebogen; Geburtsjahr
der Gewährsperson: 1944.*

sich nur noch selten an der Fragebogen-erhebung beteiligt haben, ist – so darf vermutet werden – vor allem die fehlende Dialektkompetenz dafür verantwortlich. Warum der Dialekt so stark zurückgegangen ist, wird in dem Buch „Meine Oma spricht noch Platt“ dargestellt (Cornelissen 2008). Wie die Dialektwelt der jüngeren Leute in Bracht aussehen könnte, ist zu erahnen, wenn man den Beitrag von Nathalie Strothkämper in der vorliegenden AiR-Ausgabe liest: Sie schildert dort die Situation junger Leute in Beggendorf,

die noch über eine gewisse Dialektkompetenz verfügen (siehe S. 90).

Exemplarische Auswertung: Der Jahrgang 1937

Der Geburtsjahrgang 1937 ist mit insgesamt 17 Fragebögen am besten vertreten, was vor allem den TeilnehmerInnen des Brachter Klassentreffens (siehe oben) zu verdanken ist, von denen nicht weniger als 15 der 17 Beiträge stammen. Diese Senioren und Seniorinnen, die 2014 ihren 77. Geburtstag feiern, sind noch in einer recht

dialektstabilen Zeit aufgewachsen. Im Folgenden sollen einmal einige ihrer Antworten vorgestellt und erläutert werden.

Frage 8 des Fragebogens zielte auf die Bezeichnung der Farbe ‚grau‘. Zu lesen stand da: „8. Die Farbe zwischen schwarz und weiß“. Nach dem Brachter Dialektwörterbuch von Josef Heines war mit den Synonymen *jries* und *jrau* zu rechnen (Heines 1997, S. 128/129). Allerdings schrieb keine Gewährsperson des Jahrgangs 1937 *jrau*, während zehnmal *jries* (oder *gries*) notiert wurde. Immerhin siebenmal gab es keine weiterführende Auskunft – was wohl oft an der Formulierung dieser Frage lag. So war als Antwort auch „schwört und wett“ oder „tösche“ zu lesen (‚schwarz und weiß‘, ‚zwischen‘).

Das Wörtchen *jries* wurde von den Fragebogenbearbeitern „jries“, „jrieß“, „gries“ oder „Gries“ geschrieben. Man darf davon ausgehen – das zeigten meine direkten Befragungen –, das am Wortanfang stets ein *j*- gemeint ist. Wer hier „gr-“ schrieb, notierte bei der vorangehenden Frage (7. ‚Flugzeug‘) in der Regel auch „Flieger“ mit „-g-“, während seine Altersgenossen sonst „Fliejer“ schrieben. Damit wird ein Nachteil der indirekten Erhebungsmethode greifbar: Es gibt häufig Vagheiten und die Notwendigkeit, die vorgefundenen Belege zu interpretieren.

In dem genannten Wörterbuch sind die Stichwörter „jrau“ und „jriiße, jriis“ zu finden (Heines 1997, S. 128/129); „jriiße, jriis“ dürfen wir mit *jries* gleichsetzen. Die Bedeutungen von *jrau* und *jries* überschneiden sich in der Farbbezeichnung, für *jries* („jriiße, jriis“) ist ferner ‚dunstig oder nebe-

lig‘ sowie ‚schimmelig‘ verzeichnet. Sehr interessant sind die Zusammensetzung „jriiße-jrau“ mit der Bedeutung ‚weißgrau‘ und die Wendung „jriis on jrau“, die man mit ‚grau in grau‘ übersetzen könnte.

Die Gewährsleute des Jahrgangs 1937 nennen *jrau* nun überhaupt nicht; dass es diese Farbbezeichnung, analog zum Wörterbuch, im Brachter Dialekt tatsächlich gibt, geht aus den Fragebögen anderer Beteiligter hervor. Dabei dürfte *jries* aus Brachter Sicht das „ältere“ Wort und *jrau* ein jüngeres Phänomen sein. Das mundartliche *jries* ‚grau‘ verbindet das Brachter Platt mit dem Niederländischen, wo man *grijs* sagt, wenn ‚grau‘ gemeint ist. Mit seinem *j*- hat sich Bracht der kölnisch-rheinischen Aussprache angeschlossen. Die ursprüngliche Bedeutung des hochdeutschen *greis* ist ebenfalls ‚grau‘ (siehe Kluge/Seebold 2011, S. 373).

Im Kopf des Fragebogens wurde nicht nur nach dem Geburtsjahr des Ausfüllenden gefragt, sondern – in knappster Form – auch nach der jeweiligen Spachbiografie: „Seit wann sprechen Sie Brachter Platt?“ stand dort zu lesen. (Diese Frage, „Brachter Platt“, sollte zugleich sicherstellen, dass die Bearbeiter nicht ‚klammheimlich‘ einen anderen Ortsdialekt einführten.) Die 1937 Geborenen schrieben hier beispielsweise „solange ich sprechen kann“ oder „immer“ oder auch „Mottersproch“. Manchmal fehlt eine solche Angabe, und in zwei Fällen wurden Jahreszahlen eingetragen: „1943“ bzw. „1945“. Das wird wohl heißen, dass beide Personen zunächst Hochdeutsch und dann den Dialekt erlernt haben. Denkbar ist, dass sich hier

zwei Menschen beteiligt haben, die erst im Alter von sechs oder acht Jahren nach Bracht gezogen sind. Damals konnten Kinder den Dialekt durchaus noch von ihren Spielkameraden lernen, wenn er in der Familie nicht gesprochen wurde.

Einer der 17 schrieb bei der ‚Flugzeug‘-Frage „Fleger“, während die übrigen 16 Gewährsleute „Fliejer/Flieger“, mit *ie* also, zu Papier brachten. „Fleger“ (sprich: *Flejer*) ist ein Lautvariante, die auch auf anderen Fragebögen wieder auftaucht.

Daneben sind aber auch Notierungen wie *Vleeger* (Fragebogen 77) oder *Flochzeug* (Fragebogen 155) zu finden, die zeigen, dass man in Bracht mit weiteren Lautbesonderheiten (der stimmhaften Aussprache des *fl-/vl-*) und auch mit lexikalischen Varianten (*Flochzeug* statt *Fliejer*) rechnen muss. Wie oft welche Varianten begegnen und wie sie sich im Ortsdialekt von Bracht verteilen – das herauszufinden ist die Aufgabe dieses Projekts.

Literatur

Cornelissen, Georg: Meine Oma spricht noch Platt. Wo bleibt der Dialekt im Rheinland? Köln 2008.

Heines, Josef: Brauter Plott. Brachter Mundart (Platt). Süd-Niederfränkisch südlich der Uerdinger Linie und nördlich der Benrather Linie. Bracht 1997.

Kluge/Seebold = Kluge. Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. 25., durchgesehene und erweiterte Aufl. Berlin, Boston 2011.

Rempel, Katharina: Bonn, Bönnsch & Bonner Deutsch. Sprachliche Vielfalt in der Bundesstadt. Bonn 2013.

HINGEHEN

„Kriegs(er)leben im Rheinland – Zwischen Begeisterung und Verzweiflung“

In der großen Sonderausstellung zeichnet das LVR-Freilichtmuseum Kommern schlaglichtartig Lebenssituationen zu Beginn und während des Ersten Weltkrieges nach. Im Mittelpunkt stehen schriftliche Aufzeichnungen, aber auch Bilder und Fotografien von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen. Einer von ihnen ist der Kriegsteilnehmer Anton Keldenich, ein dem Realismus und Naturalismus verbundener Maler aus Großbüllesheim bei Euskirchen, der in Tagebuchaufzeichnungen, Skizzen

und Ölgemälden seine Eindrücke von der Front festgehalten hat. Keldenichs Erlebnisse führen die Ausstellungsgäste durch zwei Pavillons. Mehrere Stationen geben Einblick in den Alltag der Menschen in der Kriegszeit, Medienstationen bieten die Möglichkeit, in digitalen Fotoalben und digitalisierten Tagebüchern Keldenichs zu blättern. Die mitunter sehr emotionalen Aufzeichnungen Keldenichs sind außergewöhnliche Dokumente einer Zeit, die Europa grundlegend verändern sollte.

Eine festlich geschmückte Bahnhofsszenerie empfängt die Ausstellungsbesucher kurz vor Kriegsausbruch im Jahr 1914. Bahnhöfe waren zentrale Ausgangsorte für viele in den Krieg ziehende Soldaten. Historische Filmdokumente als re-



Truppentransport-Waggon vor den Ausstellungspavillons.

gionale und überregionale Nachrichten in zeitgenössischer Aufmachung ergänzen das Szenario. Gleichzeitig hören die Besucher die Berichte aus der Kriegschronik Keldenichs vom August 1914. Über einen Güterwaggon, in dem die Bedeutung der Eisenbahn für die ersten Mobilmachungstage erläutert wird, erreicht der Ausstellungsgast die Front, gerät dabei in die Nähe eines Schützengrabens. Die Auswirkungen des Stellungskrieges mitsamt seinen neuen Kriegsmitteln stehen an dieser Stelle im Mittelpunkt. Keldenich ist an seinem Einsatzort in den elsässischen Vogesen vor allem mit dem Entwerfen und Bemalen von Kreuzen, Särgen und Schildern betraut. Eine Galerie mit seinen erstmals veröffentlichten Malereien, die an der Front entstanden sind, führt in die Thematik des Krieges im Bild ein. Verschiedene Bildgattungen, von der Fotografie über die Malerei hin zur Illustrierten Presse, deuten auf die Bilderflut, die durch die neuen Techniken ermöglicht wird. Unter den in der Ausstellung gezeigten Bildzeugnissen sind auch Fotografien aus dem Nachlass von Peter Rodert zu sehen. Rodert, Bäcker aus Eicherscheid bei Bad Münstereifel, hatte seine Fotokamera mit in den Krieg genommen. Mit künstlerischem Anspruch fotografierte Rodert Ansichten eroberter Städte und zerstörter Ortschaften, aber auch das Leben und die Arbeit seiner Kameraden in einer Etappen-Hilfsbäckereikolonie, in der er als Bäcker seinen Dienst versah. Darüber hinaus fertigte Rodert Milieustudien an wie z.B. „Wacht an der Maas“ oder „Soldat mit Laute“. Viele von Roderts Aufnahmen fanden auf Feldpost-

karten Verbreitung und damit den Weg in die Heimat.

Feldpostkarten schufen im Ersten Weltkrieg eine direkte Verbindung zwischen Front und Heimat. Daher begleiten auch Feldpostkarten die Besucher auf ihren Weg an die Heimatfront, in der es im zweiten Ausstellungspavillon geht. Ende 1914 steht fest, dass ein schneller Sieg unmöglich geworden ist. Im Rheinland ist der Krieg durch die Nähe zur Westfront allgegenwärtig. Das Geräusch der Geschosse ist bis weit hinter die Grenze zu hören. An der Heimatfront beginnt man, sich auf einen lang andauernden Krieg einzustellen. Zunehmend werden Frauen in der Rüstungsindustrie eingesetzt und ersetzen die eingezogenen Männer. In zahlreichen Lazaretten unterstützen Hilfsschwester die Versorgung verwundeter Soldaten. „Frauen zwischen Hilfsdienst und Schlangestehen“ ist ein großes Thema der Ausstellung. Aufzeichnungen dreier rheinischer Zeitzeuginnen stehen im Mittelpunkt. Der weitere Verlauf des Ausstellungs-Rundgangs macht auf die Bedeutung der Kirche für die Menschen aufmerksam und veranschaulicht die im Kriegsverlauf immer härteren Lebensbedingungen der rheinischen Bevölkerung. Zum Schluss kommt noch einmal Anton Keldenich zu Wort – mit seiner rückblickenden Auseinandersetzung mit dem ersten großen Krieg der Menschheit.

Die Ausstellung wurde von der NRW-Stiftung Natur – Heimat – Kultur und dem Förderverein Rheinisches Freilichtmuseum Kommern e.V. gefördert. Sie ist Teil des Verbundprojektes „1914 – Mitten

in Europa. Das Rheinland und der erste Weltkrieg“ des Landschaftsverbandes Rheinland.

Michael Faber

Dauer der Ausstellung

29. Juni 2014 bis 18. Oktober 2015

LVR-Freilichtmuseum Kommern

Eickser Straße

53894 Kommern

Tel. 02443-99800

kommern@lvr.de

Öffnungszeiten

täglich 9–19 Uhr

Zur Ausstellung bietet das LVR-Freilichtmuseum ein Begleitprogramm an, das ab Ende Juli auf der Museums-Website www.kommern.lvr.de nachzulesen ist.

HINGEHEN

Wie der elektrische Strom ins Bergische kam

Vom 28.03. bis 14.12.2014 präsentiert das LVR-Freilichtmuseum Lindlar die Ausstellung „Krieg und Licht – Zur Dynamik der ländlichen Elektrifizierung um 1914“. Die interaktive Präsentation widmet sich den vielfältigen kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Facetten der Elektrifizierung im Bergischen Land. Anschauliche Inszenierungen dokumentieren den Einzug der Elektrizität in Haus und Hof. Wie veränderte sich der Alltag der Menschen durch den Strom? Wie wirkte er sich auf Landwirtschaft und Gewerbe aus? Und welche

Rolle spielte der Erste Weltkrieg bei dieser Entwicklung?

Eine Vielzahl an – teils skurrilen – Objekten aus der Zeit um 1914 dokumentiert die Elektrifizierung in der Region. Die gezeigten Exponate stammen größtenteils aus der umfangreichen Sammlung des LVR-Freilichtmuseums Lindlar. Ein ganz besonderes Ausstellungsstück hat das LVR-Industriemuseum Oberhausen, Schauplatz Engelskirchen, zur Verfügung gestellt: Eine rund 130 Jahre alte Flachring-Dynamomaschine der Firma S. Schuckert aus Nürnberg. Ab 1886 wurde sie von der Wasserkraftanlage der Firma Baldus in Osberghausen angetrieben und erzeugte dort den ersten Strom im Oberbergischen.

Zunächst skeptisch betrachtet – man konnte die neue Energie aus der Steckdose weder hören noch riechen – fand sie rasche Verbreitung. Die von ihr betriebenen Motoren galten als die Retter der Landwirtschaft und des Kleingewerbes, federten sie doch die dramatischen Folgen der Landflucht ab. Auch der lokalen Steinindustrie beispielsweise verhalf Elektrizität zu ungeahntem Aufschwung. Konfliktpotential barg hingegen das Erscheinungsbild der technischen Einrichtungen und vor allem der die Landschaft überspannenden Freileitungen.

Um den hohen Energiebedarf der Rüstungsindustrie zu decken, förderte die deutsche Kriegswirtschaft den Bau neuer Großkraftwerke wie etwa in Hürth-Knapsack. Die privaten, vor allem ländlichen Haushalte hingegen profitierten zunächst kaum vom Ausbau der Elektrizitätsver-

sorgung. Mit der Kriegsniederlage und dem wirtschaftlichen Zusammenbruch Deutschlands änderten sich die Verhältnisse jedoch grundlegend: Die geschaffenen Kraftwerkskapazitäten kamen nun allen Menschen zugute. In den Nachkriegsjahren forcierten die rheinischen Energielieferanten deshalb rasch die zuvor als unrentabel geltende Verstromung der verstreut liegenden bergischen Dörfer und Weiler. Sie konnte bereits Mitte der 1920er-Jahre weitestgehend abgeschlossen werden.

Zusätzlich zur Ausstellung hat das Museum eine nicht mehr genutzte historische Turmstation aus Hückeswagen-Herweg in das Museumsgelände versetzt. Möglich wurde dies durch die Förderung der lokalen Energieanbieter BEW, BELKAW, AggerEnergie und RWE. Das im Bergischen Heimatstil errichtete, rund 100 Jahre alte Gebäude formte viele Jahrzehnte lang den Starkstrom aus der Überlandleitung für die Haushalte in seiner näheren Umgebung um und versorgte diese mit Licht- und Kraftstrom. Die Trafostation wurde hierfür in drei Teile zerlegt, von denen das schwerste 16 Tonnen wog. Die anderen beiden Teile brachten jeweils 14 und fünf Tonnen auf die Waage. Über die Dauer des Ausstellungsjahres hinaus wird der Trafoturm an die zweite Industrialisierungsphase des ländlichen Raumes erinnern, nachdem bereits einige Jahre zuvor die Eisenbahn den Weg für Kommunikation und Warenaustausch mit den Zentren geebnet hatte.

Die Lindlarer Ausstellung ist Teil des LVR-Verbundprojekts „1914 – Mitten in Eu-

ropa. Das Rheinland und der Erste Weltkrieg“. Damit möchte der Landschaftsverband Rheinland (LVR) nicht nur an diesen ersten weltumspannenden Konflikt der Menschheitsgeschichte erinnern, sondern auch die zahlreichen Einflüsse der Moderne thematisieren, die den Alltag im Rheinland fundamental verändern sollten. Erstmals arbeiten alle LVR-Museen und Kulturdienste mit zahlreichen Partnern der kommunalen Familie im Rheinland zusammen, um die Voraussetzungen und Konsequenzen des Ersten Weltkriegs zu erforschen.

Weitere Informationen
zum LVR-Verbundprojekt
www.rheinland1914.lvr.de

Öffnungszeiten

1. März bis 31. Oktober:

Di.–So. 10–18 Uhr

1. November bis 28. Februar:

Di.–So. 10–16 Uhr

Montags geschlossen.

Heiligabend, 1. Weihnachtsfeiertag,

Silvester und Neujahr geschlossen.

An allen anderen Feiertagen

(auch montags) geöffnet.

LESEN

Mehr als Kopfweiden**„Der Niederrhein in frühen Fotografien“**

*Nachbarschaftstreffen, Oedt, Grefrath,
Kreis Viersen 1900*

Aus den Bildarchiven des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte und des LVR-Zentrums für Medien und Bildung hat Alois Döring einen Bildband über den Niederrhein zusammengestellt. Dörfer und Stadtansichten, Landschaften, Arbeitsszenen und Kinderleben – der Alltag um 1900 war vielschichtig, oft hart, hatte aber auch vergnügliche Seiten. Zum Beispiel wenn Hochzeit gefeiert wurde wie 1911 in Kerken, beim Schützenfest in Dremmen oder einfach abends auf der Bank beim Nachbarschaftstreffen mit Pfeife.

Aus dem Inhalt

Der Kampf ums täglich' Brot – Bauern und Höfe, Müller und Mühlen

Szenen aus dem Dorf – Jeder kennt jeden

Das Leben am Rhein – Fischer, Kähne,

Uferszenen

Szenen aus der Stadt – Häuser, Straßen, Märkte

Arbeitsszenen – Kutscher, Korbflechter, Scherenschleifer

Kinderleben – Spielen, Lernen, Helfen

Schöne Stunden nach der Arbeit – Feierabend, Freizeit, Familie

Alois Döring (Hrsg.):

Der Niederrhein in frühen Fotografien.

Regionalia Verlag Rheinbach, 2014.

144 Seiten, über 160 schwarz-weiß-Abbildungen.

ISBN 978-3-95540-104-7.

LESEN

In die Kochtöpfe geschaut**„Heimat geht durch den Magen“**

Was Heimat aus Sicht junger Menschen im Rheinland ausmacht, zeigt eine Ausstellung unseres LVR-Institutes für Landeskunde und Regionalgeschichte (Alltag im Rheinland 2013 berichtete). Wie Heimat schmeckt, kann man jetzt in einem Begleitbuch nachlesen. „Heimat geht durch den Magen“ lautet der Titel der aktuellen Publikation des ILR. Bereits seit 2011 läuft das Forschungsprojekt „Wo ist dann meine Heimat ...?“. Für dieses Projekt kommen wir mit Jugendlichen im Rheinland ins Gespräch, zum Beispiel darüber, was sie unter Heimat verstehen und wie sie ihr interkulturelles Umfeld erleben. Auszüge aus diesen individuellen Erlebnissen und Geschichten präsentiert die Ausstellung.

Nach mehreren Stationen in Köln und in Xanten hat das ILR nun Duisburg zum Schauplatz der Ausstellung gemacht und Schülerinnen und Schüler der Gesamtschule Globus am Dellplatz einbezogen. Kooperationspartner ist das Kultur- und Stadthistorische Museum. Bei der Erhebung des empirischen Materials gab es diesmal eine Neuerung. Wir haben uns zum Projektbeginn nicht mittels einer Befragung dem Thema Heimat genähert, wie in vorherigen Kooperationsschulen, sondern einen kulinarischen Einstieg gewählt. Essen ist ein zentraler Bestandteil des Alltags, jeder kann etwas dazu erzählen. Essen fördert in besonderer Weise den Austausch und die Kommunikation. Die Erfahrungen mit der Esskultur anderer Regionen und Länder sind häufig ein erster Schritt, um miteinander in Kontakt zu kommen, sich über unterschiedliche Gewohnheiten auszutauschen. Traditionelle Speisen, eine bestimmte Art der Zubereitung, manchmal sogar auch nur ein vertrauter Geruch oder eine in der Familie überlieferte Geschichte rund ums Essen, wecken Erinnerungen an zu Hause. Das macht das Thema Essen zu einem idealen und ebenso genussvollen wie alltagspraktischen Aufhänger, um von jungen Menschen zu erfahren, was sie über Heimat denken. Bevor wir also den Schülerinnen und Schülern mittels Interviews und Gruppendiskussionen in die Köpfe geschaut haben, ließen sie uns erst mal in die Kochtöpfe gucken. Die Mädchen und Jungen der Klasse 10a brachten Rezepte in den Unterricht mit: Lieblingsspeisen, von denen sie nie genug bekommen, Ge-



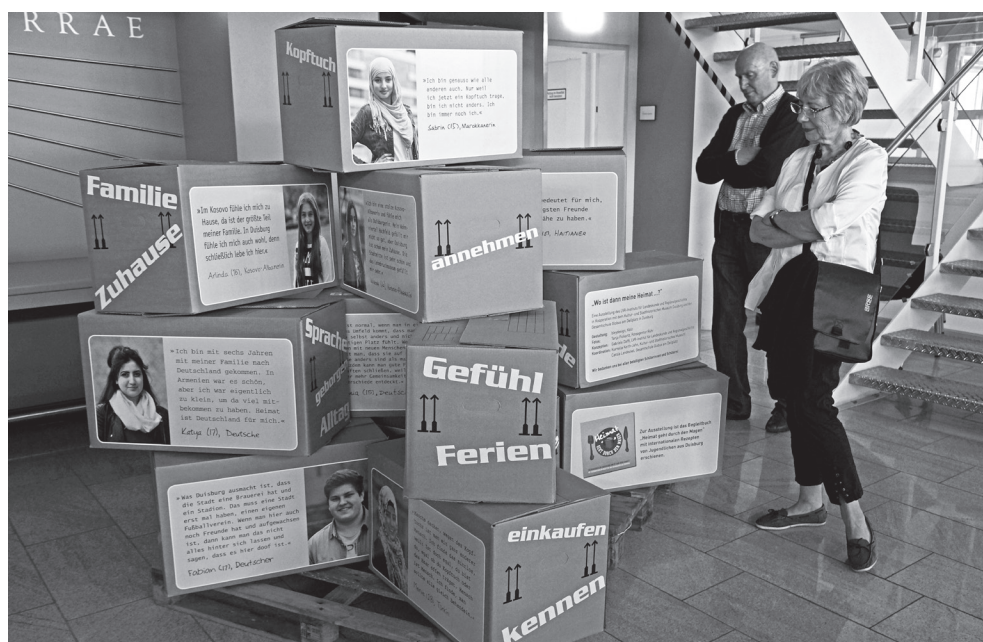
Schülerinnen präsentieren die Publikation „Heimat geht durch den Magen“ bei der Ausstellungseröffnung in Duisburg.

richte, die bei ihnen zu Hause oft gekocht werden, Familienrezepte, die sie zu besonderen Anlässen zubereiten. In jeweils zwei Doppelstunden kochten die Jugendlichen in kleinen Gruppen nach ausgewählten Rezepten und schließlich wurde gemeinsam gegessen. Da in der Klasse über 70% einen Migrationshintergrund haben, lag es nahe, dass es bei den Rezepten nicht nur kulinarisch, sondern auch multinational zuging. Allerlei Leckerer kam bei der gemeinsamen Kochaktion auf den Tisch und viel Persönliches zum Thema Heimat zur Sprache. In anschließenden Diskussionsrunden hatten wir Gelegenheit, das zu vertiefen. Alles in allem bekamen wir im Laufe eines Schulhalbjahres vielfältige Einblicke in die Lebenswelten und Denkweisen junger Menschen, so dass wir uns

entschlossen, ein Begleitbuch zur Ausstellung herauszugeben. Es bietet Rezepte vom deftigen türkischen Frühstück bis zum süßen Gebäck aus Albanien. Vertraute Speisen wie Reibekuchen, Maultaschen oder Börek kommen darin vor, nachkochen kann man aber auch hierzulande eher unbekannte Gerichten wie Akroschka, eine albanische Sommersuppe, die kalt gegessen wird, und Fufu, ein Grießgericht aus Angola. Kurze Kommentare der Jugendlichen zu ihren Rezepten erläutern, warum sie ein Gericht gerne essen oder zu welchen Gelegenheiten es gekocht wird. Eine sehr persönliche Note bekommt das Buch durch Porträts der beteiligten Schülerinnen und Schüler in Kombination mit Zitaten, in denen sie uns an ihren individu-

ellen Vorstellungen von Heimat teilhaben lassen.

Der erste Teil des Buches mit 22 Rezepten ist etwas für den Magen, der zweite ist eher für den Kopf, aber leicht verdaulich: Zwei bebilderte Textbeiträge geben anschaulich Hintergrundinfos. Dagmar Hänel erläutert in ihrem Aufsatz „Essen ist ein Stück Heimat“ warum unsere Nahrungsaufnahme weitaus mehr ist als die Zufuhr notwendiger Kalorien. Denn was wir essen und wie wir es zubereiten, ist kulturell geprägt. An der Veränderung unseres Essverhaltens lässt sich auch der kulturelle Wandel unserer Gesellschaft ablesen. Gerade die Migrantinnen und Migranten der letzten gut 50 Jahre haben eine große Vielfalt an Nahrungsmitteln



Ausstellungsinstitution

„Wo ist dann meine Heimat ...?“

und Esskulturen ins Rheinland gebracht. Gabriele Dafft gibt in ihrem Beitrag „Wo ist dann meine Heimat ...?“ konkrete Einblicke in die Zusammenarbeit mit den Schülerinnen und Schülern. Sie erklärt anhand der Ergebnisse des Forschungsprojektes, wie Heimat aus Sicht von Jugendlichen funktioniert, und stellt die authentischen Äußerungen der jungen Menschen in einen breiteren Kontext. Ein zentrales Ergebnis ist, dass Jugendliche Heimat nicht einseitig und statisch auf das Herkunftsland oder den Eintrag im Pass reduzieren, sondern vor allem im Zusammenleben mit anderen Menschen herstellen. Die Wertschätzung von anderen ist dabei eine entscheidende Voraussetzung, um sich an einem Ort zu Hause zu fühlen.

Für das Buch hat das ILR handschriftliche Rezepte der Schülerinnen und Schüler behutsam überarbeitet. Wir verwenden nicht die Küchensprache der Hochglanz-Kochmagazine, sondern wollten den authentischen, spontanen Charakter der Sprache der Jugendlichen beibehalten. Daher lassen wir auch kleine Stilblüten gelten. Und warum auch sollten wir das „Bündelchen Petersilie“ in der Zutatenliste des griechischen Duisburgers George zu einem schlichten „Bund Petersilie“ korrigieren? Denn möglicherweise spiegelt sich hier die rheinische Freude an der Verkleinerungsform und damit auch ein Stück ganz alltäglich gelebte Integration. Die Jugendlichen haben mitunter schriftliche Quellen, die zu Hause beim Kochen benutzt werden, ins Deutsche übersetzt oder aber Rezepte im Gespräch mit ihren Familien aufgeschrieben. Kochen im



Eine Auswahl der Rezepte aus der Publikation „Heimat geht durch den Magen“ gab es anlässlich der Buchpräsentation.

Alltag bedeutet nicht unbedingt kochen nach Rezept, sondern kochen nach Gefühl. Umso mehr, wenn Speisen häufig auf den Tisch kommen. Was dann für gewöhnlich ‚aus der Lamäng‘ dosiert wird, stand nun vor der Herausforderung, genauer notiert zu werden. Mag sein, dass dann Zutatenangaben eher geschätzt als genau berechnet wurden. Daher ermutigt das Buch die Leserinnen und Leser, eigene Kocherfahrungen einzubringen. Es möchte aber nicht nur zu kulinarischen Experimenten einladen, sondern auch dazu anregen, sich mit dem Heimatverständnis junger Menschen zu beschäftigen.

Gabriele Dafft

Gabriele Dafft/Carola Lendeckel/
Kornelia Kerth-Jahn (Hrsg.):

Heimat geht durch den Magen.

Ein Begleitbuch zur Ausstellung
„Wo ist dann meine Heimat?“
Mit internationalen Rezepten von
Jugendlichen aus Deutschland.
Bonn 2014.
64 Seiten, 4 Postkarten.

Eine Kooperation des LVR-Instituts für
Landeskunde und Regionalgeschichte mit
der Gesamtschule Globus am Dellplatz
und dem Kultur- und Stadthistorischen
Museum Duisburg. Das Buch ist im Mu-
seumsshop gegen eine Schutzgebühr von
5,00 Euro erhältlich.

LESEN

Durch die Geschichte und durch die Eifel

„Festschrift 125 Jahre Eifelverein“

1888 wurde der Eifelverein gegründet,
bis heute ist er lebendig und aktiv. Zum
125-jährigen Jubiläum hat der Verein den
Trierer Historiker Wolfgang Schmid beauf-
tragt, eine zweibändige Festschrift heraus-
gegeben. Das umfangreiche Werk ist eine
gelungene Zusammenschau. Im ersten
Band geht es um die Geschichte des Ver-
eins von seinen Anfängen in der Kaiserzeit
bis in die Gegenwart. Der zweite Band wid-
met sich ganz der Region Eifel: Landschaft
und Landeskunde, Alltagskultur, Iden-
titäten, Tourismus, Landwirtschaft und
Verkehr. Zahlreiche Autoren haben zu die-

sem Werk beigetragen, für die umsichtige
Redaktion und gute Zusammenstellung
gebührt Wolfgang Schmid großer Respekt.

Aus dem Inhalt

*Der Eifelverein in der Weimarer Republik
(1918–1933)* – Dirk Lukaßen

*Der Eifelverein im Dritten Reich
(1933–1945)* – Peter Neu

Quo vadis Eifelverein?

– Manfred Rippinger

*Die Eifel – Genese einer Kulturlandschaft
1888 bis 2013* – Klaus Fehn

Brauchkultur – Tradition und Wandel

– Alois Döring

Vom preußischen Sibirien zum Eifelschatz.

Zum kulturellen Wandel nach 1950

– Dagmar Hänel

*Die „Ordensburg Vogelsang“. Architektur
und Plastik im Dienst der nationalsozialis-
tischen Körperpolitik* – Christina Threuter

*Die Bevölkerung der Eifel im Wandel der
Zeit* – Günther Ickler

Wolfgang Schmid (Hrsg.):

Festschrift 125 Jahre Eifelverein (1888–2013).

Band 1: Der Eifelverein auf seinem Weg
durch die Geschichte.

Band 2: Die Eifel – Beiträge zu
einer Landeskunde.

Kliomedia-Verlag Trier, 2013.

344 und 304 Seiten, zahlreiche farbige
Abbildungen.

ISBN 978-3-921805-90-9 und

978-3-921805-91-6.

LESEN

Ein Westerwalddorf im Wandel der Zeit „Ortschronik Hilgert“

Vor einigen Monaten erhielt ich ein ziemlich schweres Paket. Neugierig, was da wohl drin ist, fand ich ein Exemplar der Ortschronik von Hilgert, über die ich mich sehr gefreut habe. Enthält sie doch umfangreiche Darstellungen über die Pfeifenbäckerei, die der Autor unter anderem mit den Beständen unserer volkskundlichen Sammlung recherchiert und zusammengestellt hat. Beim Blättern und Hineinlesen in den umfangreichen Band entdeckte ich viele interessante Passagen, schöne und aussagekräftige Bilder und Karten. Der Autor fasst detail- und kenntnisreich historische Entwicklungen zusammen, erläutert sprachliche Aspekte zum Ortsnamen, erzählt von Alltagsrealitäten in der Pfeifenbäckerei, der Schule, vom Leben in Kriegszeiten und Autobahnbau. Diese Chronik ist eine lebendige und farbige Zusammenschau des Lebens in einem Westerwalddorf. Es ist Ergebnis langjähriger ehrenamtlicher Heimatforschung, dem Herausgeber und Autor sei dafür herzlich gedankt.

Aus dem Inhalt

Die Entstehung des Ortsnamens

Die Hilgertter Tongruben

Lehrer Thielmann und die neue Schule

Lebensverhältnisse in der Kaiserzeit

Cunogeldschmuggel. Inflationszeit und

Sportplatzbau

Trügerische Zeiten

Der Reichsautobahnbau

Nachkriegszeit und Flüchtlingsaufnahme

Windenergie auf der Höhe Wied?

Volksbräuche und Feste

Dagmar Hänel

Claus-Dieter Schug

(Autor und Herausgeber)

Horst Bartels (Gestaltung):

Ein Westerwalddorf im Wandel der Zeit. Hilgert

Selbstverlag, Montabaur, 2013.

517 Seiten, zahlreiche farbige

Abbildungen.

ISBN 978-3-00-042946-0.

LESEN

Von Hochzeiten, Tod und Erinnerungen „Kastenbilder zum Gedenken“

So mancher hat noch das ein oder andere zu Hause: In Holzkästen hinter Glas aufbewahrt, aus Glasperlen, Draht, Trockenblumen oder gar echten Haaren zusammengesetzte Kränze, kombiniert gerne mit einem Foto. Diese Kastenbilder waren im 19. und frühen 20. Jahrhundert beliebte Erinnerungsstücke an Hochzeit, Kommunion und auch an den Tod eines Menschen. Diese Objekte spiegeln Alltags- und Festkultur der Vergangenheit, zeigen Prozesse wie Verbürgerlichung und Romantisierung, den so anders ausgelebten Umgang mit dem Tod und die Gestaltung der wichtigen Übergänge im Leben. Ein kombinierter Sammel- und Katalogband stellt diese oft vergessenen Artefakte nun unter neuen Perspektiven vor.

Das Buch publiziert erstmals die umfangreiche Sammlung von Kastenbildern der Bonner Kunsthistorikerin Margarethe Jochimsen. Zahlreiche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler haben sich mit diesen Objekten auseinandergesetzt und ordnen sie in die aktuelle Forschungslage ein. Entstanden ist ein lesenswertes und informatives Buch, dass nicht nur ganz unterschiedliche Facetten der Bedeutung (fast) vergessener Dinge beleuchtet, sondern diese filigran gearbeiteten Erinnerungsobjekte in zahlreichen farbigen Abbildungen vorstellt.

Aus dem Inhalt

Der Kranz auf Grün. Die zündende Begegnung – Margarethe Jochimsen
Erinnerungsikonen – Brautkränze und Totengedenken im Spiegel des kommunikativen und kulturellen Gedächtnisses – Aleida Assmann
Von Bräuten und Helden, Toten und Opfern: Zur Symbolik des Kranzes – Dagmar Hänel
Exkurs: Ein Brautpaar bereitet sich vor – Kathrin Fischer
Primiz und Profess. Priesterweihe und Ordenseintritt als symbolische Verheiratung mit der Kirche – Christoph Schmieder
Brautkranztraditionen der Donauschwaben in Ungarn – Márta Fata
Zum Angedenken: Kranzkästen und Haarbilder als Folge des biedermeierlichen Familienkultes – Reiner Sörries
Zur frommen Erinnerung: Totengedenken als religiöses und individuelles Bedürfnis – Christine Aka

Kathrin Fischer/Margarethe Jochimsen (Hrsg.):

Kastenbilder zum Gedenken an Hochzeit und Tod. Faszination eines vergangenen Brauchs.

Waxmann-Verlag Münster/New York/München/Berlin, 2013.

259 Seiten, 40 schwarz-weiße,

211 farbige Abbildungen.

ISBN 978-3-8309-2920-8.

LESEN

Wollersheimer HISTörchen

Anlässlich seines 30-jährigen Bestehens widmete sich der Geschichtsverein Wollersheim e.V. in einem kleinen Büchlein historischen wie aktuellen Bräuchen und Festen des Ortes, der seit 1972 ein Stadtteil von Nideggen ist. Dem Autor, Hans Henn gelingt es dabei Anekdoten, historische Fotos und Erinnerungen der Dorfbewohner zu einem bunten Kaleidoskop zu vereinen. So erzählt er von Heischegängen der Kinder mit dem „Äzezbäe“ an Karneval, von häuslichen Maialtären oder dem Brauch des Krippensingens in der Weihnachtszeit. Besonders ist, dass neben den klassischen Brauchterminen auch die Strukturen und Aufgaben der Vereine des Ortes thematisiert werden und dabei aktuelle Entwicklungen aufgezeigt werden. Sehr deutlich wird beim Lesen, dass Bräuche und Rituale keineswegs starr und unbeweglich sind, sondern sich permanent den Bedürfnissen der Menschen anpassen und sich unentwegt verändern. Die vielen

historischen Fotos runden das abwechslungsreiche Lesebüchlein ab.

Aus dem Inhalt

Silvester und Neujahr

Matthiasfest, 24. Februar

Karneval- Der „Äz Bäe“

Ostern

Markus, 25. April

Hochzeit

Geburt und Taufe

Kirmes

Bittprozessionen

Mandolinenklub

Frauengemeinschaft Wollersheim

Erntedankfest

Tod und Beerdigung

Weihnachten

Hans Henn:

Wollersheimer HISTörchen.

Sitten, Geschichten und alte Gebräuche
im Spiegelbild der Jahreszeiten

(= Veröffentlichung des Geschichtsverein
Wollersheim Hrsg.),

Nideggen-Schmidt 2013.

156 Seiten. Zu erwerben bei: Geschichts-
verein Wollersheim e.V.

LESEN

Sprechen Sie Niederrheinisch?

Falls ja, können Sie die folgende Frage zum *Hubbel* vermutlich zutreffend beantworten:

Eine Bodenunebenheit nennt man am Niederrhein *Hubbel*, ein Weg kann *hubbelig* sein. Jetzt geht es um die Mehrzahlform. Welche Variante ist gebräuchlich?

- A mehrere Hubbel
- B mehrere Hübbel
- C mehrere Hubbelen
- D mehrere Hubbels

Wie diese, so sind auch die übrigen 74 Fragen in dem Quiz-*Büchken* aufgebaut: Zunächst wird ein Merkmal des Niederrheinischen vorgestellt, woran sich die eigentliche Frage anschließt. Vier Antworten werden angeboten, dann geht's los.

Das LVR-Institut für Landeskunde und Regionalgeschichte (ILR) beschäftigt sich mit beiden Formen der landschaftlichen Sprache: Mit dem Platt (also dem Dialekt) und mit dem Regiolekt. Platt ist jene Sprache, die man nur versteht, wenn man mit ihr aufgewachsen ist. Dagegen erschließt sich der Regiolekt, um den es in diesem Quiz geht, sehr viel leichter: Sätze wie *Man kann ebm nich alles im Kopp haben* oder *Dat hasse schön gesacht* setzen keine Platt-Kenntnisse voraus.

Noch eine Frage: Die Verkleinerung *Knäppchen* geht auf das Dialektwort *Knapp* oder *Knabbe* zurück. Neben *Knäppchen* ist in der regionalen Umgangssprache auch *Knäppken* zu hören. Was ist ein *Knäppchen*?

- A ein kleiner Knopf
- B ein Tischtennisball
- C das Endstück eines Brotes
- D ein kleines, mickriges Exemplar

Wer einmal seine niederrheinischen Sprachkenntnisse ausloten möchte – *dat Büchskén* enthält einen Schnelltest. Es wendet sich an Einheimische wie Zugezogene, zumindest dann, wenn sie mit dem regionalen Deutsch sympathisieren. Die Quizfragen lassen sich unterwegs oder zuhause, im Zug oder in der Badewanne beantworten – aber es muss nicht unbedingt im Alleingang sein. Vielleicht fragen Sie auch einmal Ihren Nachbarn oder dessen Frau. Oder Sie gehen mit dem *Büchskén* zu Opa und Oma. Beziehen Sie ruhig Ihre Kinder mit ein. Denn anders als Platt gehört die Regionalsprache auch zum Repertoire junger Niederrheiner und Niederrheinerinnen.

Das Quiz passt also zu jedem Alter. Wer zwischen Kleve und Düsseldorf zuhause ist und sich für die eigene Sprache interessiert, müsste hier eigentlich auf seine Kosten kommen. Vor sieben Jahren ist das kleine Buch in knapperer Form schon einmal erschienen, jetzt sind 20 weitere Fragen hinzugekommen (deshalb der Untertitel: „Dat Quiz mit noch mehr Fragen“).

Bei jeder Frage sind unten auf der jeweiligen Seite, auf dem Kopf stehend, Antwort und Erklärungen dazu zu finden. Wie bei *Hubbel* (S. 71) und *Knäppchen* (S. 66) die Auflösung lautet, soll hier jedoch nicht verraten werden.

Dafür sei eine Zusatzfrage (nicht im Buch) angefügt:

Es geht um das Wort *Quiz* selbst: Mit welchem Artikel (der/die/das/dat) ist es am Niederrhein eher selten zu hören:

- A der Quiz
- B die Quiz
- C das Quiz
- D dat Quiz

In hochdeutschen Grammatiken und Wörterbüchern ist *das Quiz* zu finden, dem entspricht im niederrheinischen Regiolekt *dat Quiz* (siehe Untertitel). Regional verankert ist aber auch *der Quiz*, wie man immer wieder hören kann. Im Standarddeutschen (Hochdeutschen) lautet die Mehrzahl *die Quiz*, also etwa: „Die Quiz haben mir gut gefallen.“ Auch wenn dazu empirische Belege fehlen: *die Quiz* wird in der Region wohl eher seltener verwendet (Antwort B wäre richtig). Wie aber sagt man am Niederrhein dann? Vielleicht: *die Quizze*? Dann wäre *der Quiz* – *die Quizze* (statt *das Quiz* – *die Quiz*) eine schöne niederrheinische Grammatikeinheit.

Georg Cornelissen:

Wie spricht der Niederrhein?

Dat Quiz mit noch mehr Fragen.

Greven Verlag Köln, 2014.

87 Seiten.

ISBN 978-3-7743-0619-6.

LESEN

Dat Buch zum Büchskén
„Der Niederrhein und sein Deutsch“
 jetzt in 4. Auflage

Wer mehr über die Regionalsprache des Niederrheins erfahren will, als im Quiz-*Büchskén* steht, kann sich wieder in dem Buch „Der Niederrhein und sein Deutsch“ informieren, das jetzt in 4. Auflage vorliegt.

Aus dem Inhalt:

Männchen machen oder Männekes machen?

– Der kleine (grammatische) Unterschied.

Ich wa sowwat von am schwitzen. – Verlaufsformen, die sich nicht verkrümmeln.

Mit Schalke nach Bett. – Ungewöhnliche Überschriften.

Knickern is geil. – Durch die Generationenbrille betrachtet.

Tschö, wa. – Das Tempo des Sprachwandels.

Georg Cornelissen:

Der Niederrhein und sein Deutsch.

Sprechen tun et fast alle.

Greven Verlag Köln, 4. Aufl. 2014.

176 Seiten, zahlreiche Karten und Abbildungen.

ISBN 978-3-7743-0394-2.

LESEN

Thürer Sompöörsch un
Mennijer Fuupenschneiden

Keine Frage: Um diese Überschrift zu entschlüsseln und darüber hinaus die darin enthaltenen sprachlichen Anspielungen zu goutieren, bräuchten auch die meisten Einwohner der Pellenz schon ein Lexikon. Nur noch wenige in dieser mitelrheinischen Hügellandschaft am Rand der Osteifel dürften in der Lage sein, diese Ortsnecknamen auf Anhieb zu dekodieren. Einer dieser wenigen ist Richard Clemens aus Niedermendig – und er hat tatsächlich das passende Wörterbuch geschrieben: ein Glücksfall sowohl für die Menschen in Kruft oder Mendig als auch für die Sprachwissenschaft.

Denn auch in der Eifel hört man heute nicht mehr ganz selbstverständlich im Alltag Gespräche in Platt. Obwohl deutlich später als im übrigen Rheinland hat auch in der Eifel, wozu die Pellenz hier mal großzügig gerechnet wird, mittlerweile überall der Dialektverlust eingesetzt. Den konstatiert Richard Clemens in seinem Vorwort auch völlig nüchtern und ohne unangebrachte Sentimentalität. Immerhin sprechen viele Menschen in der Pellenz noch eine Art regionaler Sprache, die er als „schlankes“ Platt oder „Platt mit Streifen“ beschreibt.

Richard Clemens weiß, dass dieser sprachliche Prozess unumkehrbar ist, aber genau deshalb wollte er, der noch in den 50er Jahren sein Platt im Elternhaus, als Kind auf der Straße und in der Lehre

auf dem Bau erlernte, seine nun veraltende oder schon veraltete Sprache dokumentieren. Die folgende Generation wäre dazu schon nicht mehr in der Lage.

So wurde er zum Wörterbuchautor. Er war zwar selbst sein wichtigster Gewährsmann, aber er befragte auch Freunde und ehemalige Kollegen, die sowohl Ergänzungen beitrugen als auch kritisch seine wachsende Datenbank begleiteten. So konnte er sicher stellen, dass sich keine individuellen Formen, ungenaue Lautungen oder falsche Erinnerungen einschlichen.

Das Ergebnis ist ein Wörterbuch, von dem die Menschen in der Pellenz und die Sprachwissenschaft gleichermaßen profitieren. Die vielen Beispielsätze in den Wortartikeln vermitteln ein sehr anschauliches Bild der Mundart, die grammatischen Angaben befriedigen den Informations hunger der Wissenschaftler. Darüber hinaus machen viele Erläuterungen, die über eine reine Sprachdokumentation hinausgehen, das Buch zu einem kleinen Ortslexikon. Besonders gelungen ist der Anhang, der immerhin die Seiten 335 bis 432 umfasst. Dort finden sich Listen mit den bereits erwähnten Ortsnecknamen, mit Namen von Gaststätten, mundartlichen Orts- und Straßennamen sowie Vor- und Spitznamen. Daneben hat Richard Clemens alle verfügbaren Informationen zum Ortsnamen Mendig gesammelt und ist den historischen Spuren des Niedermendiger Platts auf Denkmälern als auch in schrift-

lichen Quellen nachgegangen. Er hat sogar die berühmten Wenkerbögen, die 1870 im Zuge der legendären Spracherhebung im gesamten deutschen Sprachraum auch in Mendig ausgefüllt wurden, abgedruckt und ausgewertet, d. h. mit dem aktuellen Platt im Ort verglichen. Eine ausführliche Grammatik mit Literaturverzeichnis und einigen Beispieltexten schließt das Werk ab.

Die Grammatik muss im Übrigen der- oder diejenige lesen, der den Ortsnecknamen *Mennijer Fuupenschneiden* (Mendiger Flötenschneider) richtig verstehen will. Denn der spielt auf eine besondere Eigenart des Mendiger Platts an, das anders als die umgebenden Mundarten meist das Endungs-n beibehält und nicht zu einem unbetonten Endungs-e abschleift. Der Spitzname „Thürer Sumpfärsche“ erinnert dagegen an den früher schwierig zu bebauenden Untergrund der Gemeinde.

Richard Clemens:

Niedermendiger Wörterbuch. Dokumentation einer Mundart der Pellenz.

Görres-Druckerei und Verlag,
Neuwied 2013.

432 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

ISBN 978-3-86972-030-2.

LESEN

Lassen sich Dialekte „pflegen“? Was die Bayern machen und machen sollten

Um es vorwegzunehmen: Eigentlich geht es in diesem Buch über Bayern weniger um die Pflege einer bestimmten Sprache als um die Wertschätzung ihrer Sprecher und Sprecherinnen. „Zum Wohle der Kinder – nicht um irgendwelcher nostalgischen Heimattümelei willen – lohnt es sich, den Dialekt zu bewahren und um dessen besondere Qualität zu wissen“ – dieses programmatische Zitat Ludwig Zehetners ist denn auch dem Buch vorangestellt (S. 5).

Eine Sprache (ein Dialekt) soll wegen der Menschen, die sie/ihn sprechen, gepflegt werden – von diesem archimedischen Punkt aus entfalten Ludwig Schießl und Siegfried Bräuer ihren Ansatz. Dabei erörtern sie im ersten, theoretisch-historischen Kapitel die „Grundlagen und Formen der Dialektpflege“ (S. 26–78). Eingebettet sind hier auch drei Exkurse; thematisiert werden darin: „Gegenwärtige sprachliche Situation des Dialekts“, „Neuere wissenschaftliche Erkenntnisse bezüglich des Dialekts“ und „Stellenwert und Akzeptanz des Dialekts“ (S. 56–58). Das zweite Kapitel ist der „Praxis der Dialektpflege“ gewidmet; nach grundsätzlichen Überlegungen (etwa zu Organisationsstrukturen oder zur Schule als Ort der Sprachpflege) werden zahlreiche ausgewählte Beispiele aus der Praxis vorgestellt (S. 79–138). Das dritte Kapitel schließlich

(„Konzeptionelle Umsetzung einer modernen Dialektpflege“, S. 139–175) ist stark didaktisch ausgerichtet. So findet sich auf S. 156 eine Lernzieltaxonomie; sie setzt bei dem Leitziel „Die Schülerinnen und Schüler sollen ihre bayerische Heimat und deren Kultur wertschätzen“ ein und endet mit dem Feinziel: „Die Schülerinnen und Schüler sollen (im Einzelfall) entscheiden können, in welchen Situationen der Dialekt bzw. die Standardsprache die angemessene Sprachform ist“.

Wo Kinder und Jugendliche – wie in Bayern – Dialekt sprechen, stellt sich die Frage nach dem Warum automatisch; denn die Standardsprache ist ein absolutes Muss – warum also sollen wir daneben auch Dialekt sprechen? Und welchen Dialekt? Die beiden Autoren dazu: „Es geht nicht mehr (nur) darum zu versuchen, mit dialektpflegerischen Maßnahmen ein wie auch immer geartetes *basisdialektales Mundartideal* am Leben zu erhalten (Ein Kampf gegen Windmühlen!), sondern den *dialektalen Status quo* in Projektion auf den *Mundartsprecher* in das Zentrum diesbezüglicher Bemühungen zu rücken.“ (S. 57)

Dialektpflege in diesem Sinne macht sprachwissenschaftliche Forschungsergebnisse fruchtbar, setzt bei den sprachlichen Lebensverhältnissen der Menschen (gerade der Kinder und Jugendlichen) an und hat Spaß an der einfallsreichen Vermittlung. Diese Art der Dialektpflege zielt auf das alltägliche Leben. Ludwig Schießl und Siegfried Bräuer zitieren dazu auch aus einer 1996 in Regensburg von Claudia Hien vorgelegten Magisterarbeit; darin schrieb die Studentin: „In diesem Sin-

ne sollte Dialektpflege in Bayern darauf abzielen, das Ansehen der Mundart und seiner Sprecher zu verbessern und den dialektalen Varietäten einen festen Platz in den ihnen angestammten Domänen des nichtöffentlich-privaten Bereichs zu sichern“ (S. 5).

Georg Cornelissen

Ludwig Schießl/Siegfried Bräuer:

Dialektpflege in Bayern.

Ein Handbuch zu Theorie und Praxis.

edition vulpes, Regensburg 2012.

200 Seiten.

ISBN 978-3-939112-46-4.

KUCKEN

„Hauptsache kein Schwein“ – koscher und halal leben im Rheinland

„Hauptsache kein Schwein“ – das sagt eine junge Muslima im Supermarkt. Wir haben uns gefragt, wie eigentlich der Alltag unter Einhaltung von religiösen Speiseregeln funktioniert. Denn Religion beeinflusst die Nahrungskultur, wenn bestimmte Tiere oder Produkte als rein oder unrein gelten, wenn bestimmte Kombinationen von Lebensmitteln aus religiösen Gründen verboten sind, oder auch, wenn es an bestimmten Festtagen bestimmte Speisen gibt. In einer Einwanderungsregion wie dem Rheinland leben Menschen unterschiedlichster Religionszugehörigkeit miteinander – etwas über die Speisevorschriften der anderen Religionen zu wissen, ist für gelingende Integration wichtig.

Die neueste Filmdokumentation des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR) begleitet eine jüdische und eine muslimische Familie in ihrem Küchenalltag und bei ihrem Umgang mit Speiseregeln: Sie zeigen, wie sie einkaufen, kochen und sich auf wichtige religiöse Feste vorbereiten. Ergänzt wird der sehr persönliche Einblick in alltägliche Familienküchen durch zwei Experten: Der Maschgiach der jüdischen Gemeinde Köln erklärt die Koscherregeln und deren Umsetzung im Alltag. Halal im Alltag zu vereinfachen, ist der Anspruch der Inhaberin des Kölner Supermarkts Halalkauf, in dem alle Produkte geprüft und zertifiziert sind.

Natürlich geht es nicht einfach nur um den Verzicht auf Schweinefleisch – die Speisegebote im Judentum und dem Islam sind komplex und vielschichtig. In ihnen zeigt sich: Essen ist ein zentrales Kultur-element: In und durch die täglichen Mahlzeiten erfahren und vermitteln Menschen Identitäten, Emotionen und Heimat.

Der Film des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte in Kooperation mit dem LVR-Kulturhaus Landsynagoge Rödingen zeigt die verbindende und integrative Funktion des Essens und der gemeinsamen Mahlzeit, die im Wissen über ihre Bedeutungen vermittelt werden kann.

„Hauptsache kein Schwein“ – koscher und halal leben im Rheinland.

Köln/Leverkusen 2011/12. DVD-Video/40 Minuten, 2 Zusatzfilme, inkl. Version mit englischen Untertiteln und einem umfangreichen Begleitheft. Preis: 15 Euro

Zu bestellen:
 LVR-Institut für Landeskunde
 und Regionalgeschichte
 Endenicher Str. 133
 53115 Bonn
 e-mail: Gabriele.Scheibe@lvr.de

KUCKEN

Von Fischern und Feiern – 1025 Jahre Fischereibruderschaft zu Bergheim an der Sieg

Nachdem 2010 mit dem Film „Von Fischen und Männern – Die Fischereibruderschaft zu Bergheim an der Sieg“ diese sehr spezielle Tradition mit ihrer Geschichte und ihren Ritualen vorgestellt wurde, waren die Volkskundlerinnen und Volkskundler des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte eingeladen, sozusagen nachzulegen: Das große Jubiläumsfest der Bruderschaft, die immerhin schon auf 1025 Jahre Geschichte zurückblickt, stand im Juni 2012 auf dem Programm.

Entstanden ist ein Dokumentarfilm, der Prozesse der Traditionsbildung und der Bildung lokaler Identitäten in den Fokus nimmt – abstrakte Strukturen, die in ein lebendiges Fest übersetzt werden.

Der Film zeigt den Umgang der Bruderschaft mit der eigenen Geschichte und begleitet die Mitglieder bei den Vorbereitungen und der Durchführung ihres Jubiläumsfestes. Vom Bau der Festwagen über

den großen Umzug durch die Stadt bis zur festlichen Matinee und Neuaufnahme von Jungfischern in die Bruderschaft wird die grundlegende Bedeutung der Erinnerungskultur für Identitäts- und Traditionsbildung sichtbar. Die aktuellen Aufnahmen werden ergänzt durch historisches Filmmaterial aus den 1930er, 1960er und 1980er Jahren. Deutlich wird so, wie Bilder und Vorstellungen aufgegriffen, umgeformt und mit neuer Bedeutung versehen werden. Anhand der Geschichten seiner Protagonisten zeigt der Film, wie Tradition als kulturelles Erbe vermittelt wird.

Von Fischern und Feiern – 1025 Jahre Fischereibruderschaft zu Bergheim an der Sieg

Troisdorf 2012. DVD-Video/30 Minuten,
 Preis: 15 Euro

Zu bestellen:
 LVR-Institut für Landeskunde
 und Regionalgeschichte
 Endenicher Str. 133
 53115 Bonn
 e-mail: Gabriele.Scheibe@lvr.de

Wir empfehlen dazu: Von Fischen und Männern. Die Fischereibruderschaft zu Bergheim an der Sieg

Troisdorf 2010. DVD-Video/30 Min.,
 Preis: 15 Euro

Es kommt bei uns (fast) alles an!

Auch Briefe, für deren Adressangabe der Dialekt gewählt wird, kommen (ausnahmslos?) bei uns in Bonn an. Im vorliegenden Fall handelt es sich um ein Schreiben aus Düsseldorf. Ob der Vorname des Mitarbeiters nun *Schorch* oder *Schorsch* zu schreiben wäre, darüber ließe sich diskutieren. Wir empfehlen allerdings auf jeden Fall, statt unseres alten Institutsnamens (*Amt für...* bzw. *Amp för...*) den heutigen zu wählen. Hausnummer und Postleitzahl stimmen (was für die Zustellung ausschlaggebend sein kann). Und *Bonn* bleibt *Bonn*, auch im Dialekt, wenn man den Ortsnamen hier am Rhein auch manchmal mit einem geschlossenen *o* – wie in *modern* – ausspricht.



SPRACHE

Bernhard, Gerald/Lebsanft, Franz (Hrsg.): *Mehrsprachigkeit im Ruhrgebiet.* [Stauffenburg Discussion, 31]. Tübingen 2013.

Bienen, Walter (Hrsg.): *D'r Wasseberjer Plattdütsch–Oavend.* Stökskes uut et Wasseberjer Lank. Eine Sammlung von Geschichten, Gedichten und Liedern der Wassenberger Plattdeutschabende von 1998 bis 2011. 2. Aufl. Wassenberg 2011.

Boonen, Ute K./Harmes, Ingeborg: *Niederländische Sprachwissenschaft.* Eine Einführung. In Zusammenarbeit mit Michaela Poß, Truus Kruyt und Gunther De Vogelaer. Tübingen 2013.

Bovens, Theo (Red.): *Platbook 11.* Vastelaovend. Maastricht 2013.

Brandes, Ludwig: *Die Mundarten des Raumes Breckerfeld – Hagen – Iserlohn.* Ein Beitrag zur westfälischen Dialektgeographie. [Niederdeutsche Studien, 56]. Köln, Weimar, Wien 2013.

Brings, Rolly/Bhatt, Christa: *Lück sin och Minsche.* Kölner Redensarten. Sonderausgabe Köln 2014.

Clemens, Richard: *Niedermendiger Wörterbuch.* Dokumentation einer Mundart der Pellenz. Mendig 2013.

Cornelissen, Georg: *Wie spricht der Niederrhein?* Dat Quiz mit noch mehr Fragen. Köln 2014.

Derks, Paul: *Die Siedlungsnamen der Stadt Sprockhövel.* Sprachliche und geschichtliche Untersuchungen. Sprockhövel 2010.

Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/Union der deutschen Akademien der Wissenschaften (Hrsg.): *Reichtum und Armut der deutschen Sprache.* Erster Bericht zur Lage der deutschen Sprache. Berlin, Boston 2013.

Diederer, Els u. a.: *Lèste wäörd.* o. O. 2014.

Dor hör ek t'hüß ... Gedichte und Erzählungen von Theodor Bergmann. Kevelaer o. J.

Drenda, Georg: *Wortatlas für Rheinhessen, Pfalz und Saarpfalz.* St. Ingbert 2014.

Ganswindt, Brigitte/Purschke, Christoph (Hrsg.): *Perspektiven der Variationslinguistik.* Beiträge aus dem Forum Sprachvariation. [Germanistische Linguistik, 216–217]. Hildesheim 2011.

Geschichten von Land und Leuten. Niederdeutsche Hörspiele im WDR. 3 CDs. Hrsg. vom LWL-Medienzentrum für Westfalen. o. O. 2013.

Grübel, Monika/Honnen, Peter (Hrsg.): *Jiddisch im Rheinland*. Auf den Spuren der Sprachen der Juden. Essen 2014.

Hettler, Yvonne u. a. (Hrsg.): *Variation, Wandel, Wissen*. Studien zum Hochdeutschen und Niederdeutschen. (Sprache in der Gesellschaft, 32). Frankfurt a. M. 2013.

Hinrichs, Uwe: *Multi Kulti Deutsch*. Wie Migration die deutsche Sprache verändert. München 2013.

Hinskens, Frans/Taeldeman, Johan (Ed.): *Language and Space*. An International Handbook of Linguistic Variation. Volume 3: Dutch. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 30.3). Berlin, Boston 2013.

Kluth, Friedrich: *Nokixel/Lexikon*. Ein kleines Nachschlagewerk für Freunde des „Anröthsch Platt“. Anrath 2013.

Knappstein, Herbert: *Ja bin ich denn der Leo?* Alltagssprache im Sauerland. 3. Aufl. Schmallenberg 2012.

Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens/LWL-Medienzentrum für Westfalen: *He hätt de Katte in'n Düüstern kniepen*. Plattdeutsche Sprichwörter aus Westfalen – hochdeutsch erklärt. CD Münster 2013.

Kopshoff, Friedhelm: *Döt on dat*. Von allem wat op Platt ut Alt-Velbert, Langenberg, Neviges, Heiligenhaus und Wülfrath. Velbert 2013.

Linden, Fritz-Peter: *Et jät noch immer net jerannt*. Eifel-Einsichten II. Mit Zeichnungen und weiteren Zugaben. Hillesheim 2013.

Menge, Heinz H.: *Mein lieber Kokoschinski!* Der Ruhrdialekt. Aus der farbigsten Sprachlandschaft Deutschlands. Bottrop 2013.

Müeschbejer Platt. Die Mundart von Morsbach im Oberbergischen. Ein Wörterbuch von A bis Z mit beiliegender Mundart-CD. Hrsg. vom Heimatverein Morsbach e.V. Morsbach 2013.

Op de Coul, Hans (Red.): *Platbook 12*. Twelf. Maastricht 2014.

Palms, Hermann: *Mir schwäzze Platt!* Dialekt und Grammatik untersucht am Steffeler Platt. Steffeln o. J.

Plattdütsch-Oavend 15. Januar 2013. Videoproduktion des Heimatvereins Wassenberg. Wassenberg 2013.

Schießl, Ludwig/Bräuer, Siegfried: *Dialektpflege in Bayern*. Ein Handbuch zu Theorie und Praxis. Regensburg 2012.

Schmidlin, Regula: *Die Vielfalt des Deutschen: Standard und Variation.* Gebrauch, Einschätzung und Kodifizierung einer plurizentrischen Sprache. (Studia Linguistica Germanica, 106). Berlin, Boston 2011.

Schoenmakers-Visschers, Toos (Red.): *Platbook 10.* Reisverhaole en -gedichte. Maastricht 2013.

Sijs, Nicoline van der (Red.): *De Kaartenbank.* Over taal en cultuur. Amsterdam 2014.

Steffens, Rudolf: *Familiennamenatlas Rheinland-Pfalz, Hessen, Saarland.* Sonderpublikation des Instituts für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz. Ubstadt-Weiher u. a. 2013.

Valentin, Ria: *Ons Platt – Ons Moderspraak.* Alde än neje Wöart, Sprök än Pröttjes. Bedburg-Hau 2013.

Wilden, Willi: *Sömmer Platt. Simmerather Platt.* Mit Beiträgen von Erich Haas u. a. Simmerath o. J.

VOLKSKUNDE

Adam, Jens/Asta Vonderau: *Formationen des Politischen.* Anthropologie politischer Felder. Bielefeld 2014.

Bischoff, Christine/Oehme-Jüngling, Karoline/Leimgruber, Walter (Hrsg.): *Methoden der Kulturanthropologie.* Bern 2014.

Egger, Simone: *Heimat.* Wie wir unseren Sehnsuchtsort immer wieder neu erfinden. München 2014.

Elpers, Sophie/Palm, Anna (Hrsg.): *Die Musealisierung der Gegenwart.* Von Grenzen und Chancen des Sammelns in kulturhistorischen Museen. Bielefeld 2014.

Gerndt, Helge: *Wissenschaft entsteht im Gespräch.* Dreizehn volkskundliche Porträts. Münster u. a. 2013.

Grael, Jonas: *Gesundheit, Genuss und gutes Gewissen.* Über Lebensmittelkonsum und Alltagsmoral. Bielefeld 2013.

Gyr, Ueli (Hrsg.): *Schnittstelle Alltag.* Studien zur lebensweltlichen Kulturforschung. Münster u. a. 2013.

Hägele, Ulrich: *Walter Kleinfeldt.* Fotos von der Front 1915–1918 – Photos du front 1915–1918. Visuelle Kultur. Studien und Materialien, Band 8. Münster u. a. 2014.

Hess, Sabine/Moser, Johannes/Schwertl, Maria (Hrsg.): *Europäisch-ethnologisches Forschen.* Neue Methoden und Konzepte. Berlin 2013.

Johler, Reinhard/Marchetti, Christian u. a. (Hrsg.): *Kultur_Kultur.* Denken. Forschen, Darstellen. 38. Kongress der DGV 2011. Münster u. a. 2013.

Jungbluth, Moritz: *Freiwillige Feuerwehren in der Region Nassau*. Eine kulturwissenschaftliche Studie zu Vereinsleben und -geschichte 2014. Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, Band 26. Münster u. a. 2014.

Kramer, Dieter: *Europäische Ethnologie und Kulturwissenschaften*. Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, Band 15. Marburg 2013.

Mohrmann, Ruth E. (Hrsg.): *Tondokumente digitalisieren, erschließen und auswerten*. Münster u. a. 2013.

Lobin, Henning/Leitenstern, Regine/Lehnen, Katrin/Klawitter, Jana (Hrsg.): *Lesen, Schreiben, Erzählen*. Kommunikative Kulturtechniken im digitalen Zeitalter. Frankfurt a. M. 2013.

Pfaffenthaler, Manfred et al. (Hrsg.): *Räume und Dinge*. Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld 2014.

Rohstock, Nora: *Altersbilder und Lebenssituationen*. Vergleichende Untersuchungen zu Türkinnen und Türken in Deutschland und in der Türkei. Münster u. a. 2014.

Rosenbaum, Heidi: *„Und trotzdem war’s ’ne schöne Zeit“*. Kinderalltag im Nationalsozialismus. Frankfurt, New York 2014.

Scheer, Monique (Hrsg.): *Bindestrich-Deutsche?* Mehrfachzugehörigkeit und Beheimatungspraktiken im Alltag. Tübingen 2014.

Schmitt, Caroline/Vonderau, Asta (Hrsg.): *Transnationalität und Öffentlichkeit*. Interdisziplinäre Perspektiven. Bielefeld 2014.

Steinkrüger, Jan-Erik: *Thematisierte Welten*. Über Darstellungspraxen in Zoologischen Gärten und Vergnügungsparks. Bielefeld 2013.

Stollberg-Rilinger, Barbara: *Rituale*. Historische Einführungen Band 16. Frankfurt am Main 2013.

Sutter, Ove: *Erzählte Prekarität*. Autobiographische Verhandlungen von Arbeit und Leben im Postfordismus. Frankfurt, New York 2013.

Tauschek, Markus: *Kulturerbe*. Eine Einführung. Berlin 2013.

Trepl, Ludwig: *Die Idee der Landschaft*. Eine Kulturgeschichte von der Aufklärung bis zur Ökologiebewegung. Bielefeld 2012.

Yildiz, Erol: *Die weltoffene Stadt*. Wie Migration Globalisierung zum urbanen Alltag macht. Bielefeld 2013.

Ziehe, Irene/Hägele, Ulrich (Hrsg.): *Fotografie und Film im Archiv*. Sammeln, Bewahren, Erforschen. Münster u. a. 2013.

BILDNACHWEIS

**Hans-Theo Gerhards /
Landschaftsverband Rheinland**

S. 108

**Hans-Theo Gerhards /
LVR-Freilichtmuseum Kommern**

Titel

Hennefer Volks-Zeitung (HVZ)

S. 56, HVZ 1.9.1914, Nr. 191

S. 60, HVZ 24.1.1915, Nr. 19

S. 61, HVZ 1.4.1916, Nr. 40

S. 63 links, HVZ 20.1.1917, Nr. 8

S. 63 und 66, HVZ 28.7.1917, Nr. 91

S. 67 links, HVZ 21.11.1918, Nr. 138

S. 67, HVZ 25.3.1919, Nr. 35

**LVR-Institut für Landeskunde und
Regionalgeschichte, Archiv der
Alltagskultur im Rheinland**

S. 2 links, 15 (Johannes Buchholz)

S. 17

S. 18, 21 (Peter Weber)

S. 19 (Wolfgang Schiffer)

S. 23 links (Matthias Weber)

S. 23 rechts (Sammlung Maria Bertges)

S. 28 links

S. 28 rechts (Classens, Bonn-Bad
Godesberg)

S. 112 (Heimatverein Oedt)

S. 3 rechts, 113, 114, 115 (Gabriele Dafft)

**LVR-Institut für Landeskunde und
Regionalgeschichte, Rheinisches
Spracharchiv**

S. 7

S. 8

Privatbesitz (Fotos und Alben)

S. 32, 33, 35

**© Stadt Köln, Archäologische Zone,
Fotos: Christina Kohnen**S. 10, Vermauerter Fensterschacht mit
hebräischer Inschrift im Haus Lyvermann,
Detail, © Stadt Köln, Archäologische ZoneS. 4 u. 11, Namensliste mit Angabe von
Hellern und Pfennigen auf Schiefertafel,
© Stadt Köln, Archäologische Zone**Strothkämper, Nathalie**

S. 3 links, 91, 98

van de Wijngaard, Ton

S. 73, 74, Rückseite

**Weischer, Heinz. Noch'n Pilsken, Gerd!
Essen 1993, S. 142, oberer Teil**

S. 39

ALLTAG IM RHEINLAND

Mitteilungen der Abteilungen Sprache und Volkskunde
des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte

Herausgeber

LVR-Institut für Landeskunde
und Regionalgeschichte
Endenicher Straße 133
53115 Bonn
Tel 0228 9834-0
Fax 0228 9834-119
rheinische-landeskunde@lvr.de
www.rheinische-landeskunde.lvr.de

Redaktion

Dr. Katrin Bauer
Tel 0228 9834-276
katrin.bauer@lvr.de

Dr. Georg Cornelissen
Tel 0228 9834-231
georg.cornelissen@lvr.de

Gabriele Dafft
Tel 0228 9834-207
gabriele.dafft@lvr.de

Dr. Dagmar Hänel
Tel 0228 9834-261
dagmar.haenel@lvr.de

Peter Honnen
Tel 0228 9834-235
peter.honnen@lvr.de

Redaktionelle Mitarbeit

Valeria Melis
Vera Mey
Martina Schaper
Judith Schmidt
Alwine Thyssen
Peter Weber
Esther Weiß

Layout

Angelika Hinder, LVR-Druckerei

Druck

LVR-Druckerei, Ottoplatz 2, 50679 Köln
Tel 0221 809-2418

online (pdf-Datei)

http://www.rheinische-landeskunde.lvr.de/volkskunde/publikationen/alltag_im_rheinland/